



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

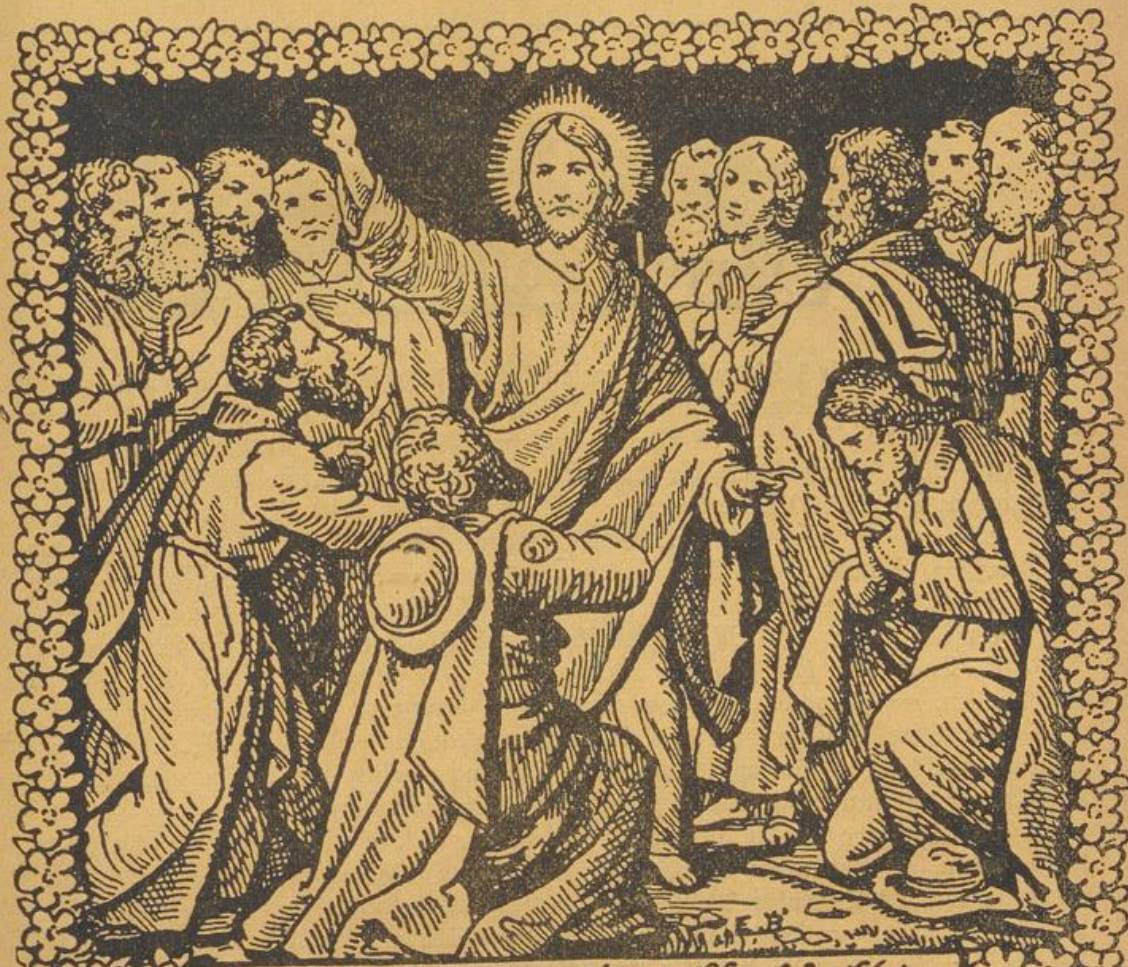
Vergißmeinnicht 1923

1 (1923)

1. Jan

Vergißmeinnicht

Allustrierte Beitschrift
= der =
Mariannhiller Mission.



Gehet hinaus in alle Welt!

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint bis auf weiteres vierteljährlich in doppelter Stärke.
Preis 50 Pf. Ostreich 25.00 Kr. Ungarn 50 Kr.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer hl. Religion verwendet, weshalb der hl. Vater Papst Pius X. zu wiederholten Malen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill 2 oft 3 hl. Messen gelesen.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Bleicherring 3.

Postcheckkonto Nürnberg Nr. 194.



W.: Betrag für 1 Heidenkind Sidonia erhalten; desgleichen von Holzkirchen für 1 Heidenkind Anton. — Z.: Betrag als Dank für Erhalt eines guten Diensthofen dankend empfangen. — F. Sommer, Heilsberg: 170 M. erhalten. — Alt-Röhrsdorf, Kr. Vollenhain (Schlesien): ex voto 250 M. als Dank für die Hilfe des hl. Thaddäus in wichtigen Anliegen. — Waldkirchen: Th. S. 100 M. erhalten. — Ehrathhofen: Sch. 200 M. zur Taufe eines Heidenkindes erhalten. — Weigoldshofen: Betrag erhalten. — Birckland: Ihre Sendung dankend erhalten. — Lettnang: A. Sch. Sendung erhalten. — Landsbut: Sendung zu Ehren des hl. Josef und Antonius erhalten. — Frelahüll: C. Sch. Sendung für 3 Heidenkinder erhalten. — Hohensfels: J. C. 150 M. für Meßband und Almosen erhalten. — München: T. L. 500 M. Dank dem hl. Josef. — Kloppenheim: Ihre Sendung vom 9. November haben wir erhalten. — Siegenburg: Betrag erhalten. — Stuttgart: G. Ihre Sendung erhalten. — Säckingen: Ihre Sendung für 1 Heidenkind erhalten. — Steinbach: J. K. Ihre Spende dankend erhalten. — Sulgau: A. D. Ihre Sendung erhalten. — Bocking: M. S. Betrag erhalten. — Breitengüßbach: C. B. Ihr Missionsalmosen dankend erhalten. — Donaunöhrth: K. S. Ihre Taufgabe für die Heidenkinder erhalten. — Kirchberg: Ihre Gabe für 1 Heidenkind erhalten. — Bonndorf: Fr. G. 200 M. dankend erhalten. — Karlsruhe: C. C. Ihre Sendung vom 12. Dezember 1922 haben wir dankend erhalten. — Altenach: Fr. 10. — zu hl. Messe erhalten. — Kaiserslautern: M. W. Ihre Sendung Almosen usw. mit bestem Dank erhalten. — Bamberg: W. B. U. a. — Hohenthann: S. S. 12500 M. dankend erhalten.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 1.

Januar 1923.

Jahrgang 41.

Das „Vergißmeinnicht“ in Not!

An unsere verehrl. Leser!

Voll banger Sorge sehen mit den Zeitungs-Verlegern auch die Zeitschriften-Verleger in die Zukunft. Haben doch die ständig steigenden Herstellungskosten ihrer Druckwerke nachgerade eine solch ungeheure Höhe erreicht, daß für eine weitere größere Anzahl von katholischen Zeitungen und Zeitschriften das Schlimmste — ihr Ein-
en — befürchtet werden muß.

Auch unser „Vergißmeinnicht“ kämpft um Sein oder Nichtsein! Bei dem bisherigen billigen Abonnementspreis, der zu dem rapide gefallenem Marktwert schon lange in gar keinem Verhältnis mehr steht, haben wir ganz bedeutende Summen zulegen müssen, was die Mission, ohne großen Schaden zu leiden, nicht länger ertragen kann. Die verehrlichen Abonnenten werden das aber auch nicht wollen! Sie werden damit einverstanden sein, daß auch der Abonnementspreis des „Vergißmeinnicht“ der Geldwertung wenigstens einigermaßen angepaßt wird und auch in etwa im Verhältnis zu dem Gebotenen steht.

In der heutigen Zeit, wo ab 15. Dezember, an welchem Tage wir dies schreiben — und beim Herauskommen des Hestes im Januar sind wahrscheinlich die Preise wieder bedeutend überholt — das Porto für einen Brief 25 Mark beträgt, nach Afrika und überhaupt nach dem Ausland sogar 80 Mark, wo man für ein Pfund Butter schon annähernd 2000 Mark zahlt, wo eine einzelne 4 bis 8 seitige Zeitungsziffer 25 Mark kostet und, wie jetzt schon fest steht, im Januar wieder bedeutend mehr kosten wird, wo 24seitige Zeitschriften pro Hest 80 Mark und mehr kosten, da wird auch unser 32seitiges „Vergißmeinnicht“, mit seinen vielen und interessanten, aber auch teuren Illustrationen pro Hest auf 50 Mark — ohne Porto — kommen dürfen.

Bei genauester Berechnung haben wir gefunden, daß damit die Herstellungskosten zwar bei weitem noch nicht gedeckt werden, aber wir haben das Vertrauen, daß viele unserer verehrlichen Leser, wie bisher, so auch für die Folge, durch entsprechende Mehrzahlung die Differenz schon selbst ausgleichen.

Da das „Vergißmeinnicht“ ab Neujahr für Deutschland nur noch vierteljährlich erscheint — dafür allerdings in doppeltem Umfang, 32 Seiten statt 16 Seiten, — so macht der Abonnementspreis von 50 Mark pro Heft auf die Woche noch keine 4 Mark, ein winziger Betrag, den jeder Leser — auch der wenig mit Glücksgütern Gesegnete — für das hehre Werk der Mission sicherlich ganz gerne zahlen wird. Ist es doch gegen den Friedens-Markwert pro Woche noch keinen halben Pfennig.

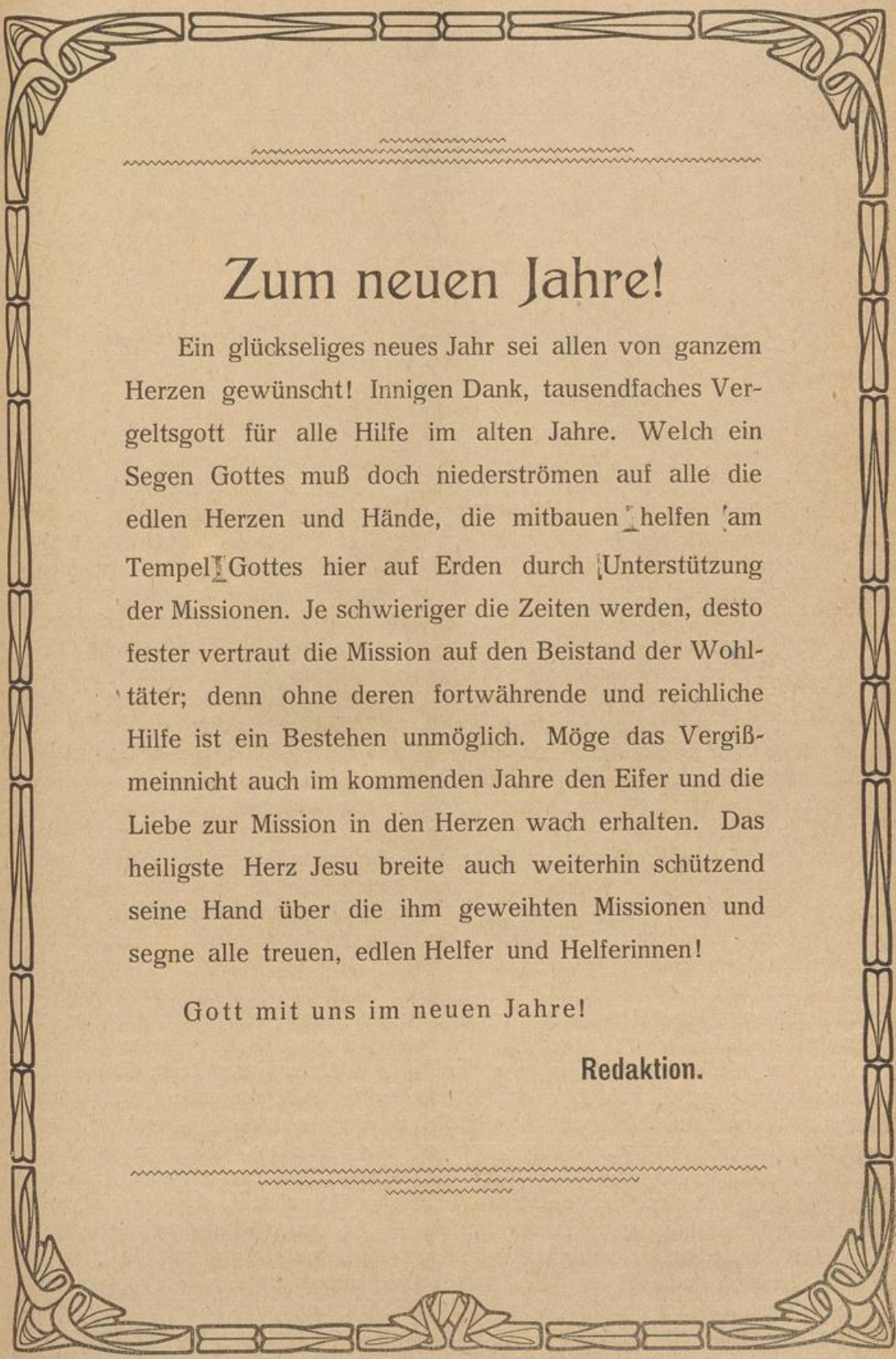
Wir hoffen deshalb, nicht nur keine alten Abonnenten zu verlieren, sondern, daß unsere lieben Missionsfreunde uns noch recht viele neue Abonnenten dazu gewinnen werden, worum wir sie recht herzlich bitten. Ein gutes Wort findet immer noch einen guten Ort, und am Apostolat der katholischen Presse, besonders auch der Missionszeitschriften, kann und sollte jeder Katholik mitarbeiten, zumal in der heutigen Zeit, wo die Welt mit Schmutz- und Schundschriften geradezu überschwemmt wird.

Deshalb, liebe Leser des „Vergißmeinnicht“, bleibt uns auch im neuen Jahre treu und helfet uns über diese schwere Zeit der Not hinweg durch Gewinnung möglichst vieler neuen Abonnenten! Wenn durchschnittlich jeder Leser nur einen neuen Abonnenten gewinnt, so würde die Zahl unserer Leser verdoppelt werden. Wäre das ein schöner Erfolg für unsere Mission!

Nachdem unsere eigene Missionsdruckerei St. Josef nunmehr eröffnet ist, werden wir unter dem Schutze dieses Heiligen unsere äußerste Kraft einsetzen, um unsere verschiedenen Missions-Schriften — besonders auch das Vergißmeinnicht — nach Möglichkeit immer weiter auszubauen und unsere verehrlichen Leser in jeder Beziehung zufrieden zu stellen. Im Anfang gibt's freilich — zumal in der jetzigen Zeit — noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, wie das bei einer Neugründung ja immer der Fall ist, und bitten wir unsere verehrlichen Leser um gefl. Nachsicht, wenn die Ausstattung dieses ersten Heftes noch zu wünschen übrig läßt. Das nächste wird schon besser werden. Darum, Treue um Treue und mit Mut und Gottvertrauen hinein in's neue Jahr!

Mariannhiller Missionsdruckerei St. Josef
Reimlingen (Schwaben).





Zum neuen Jahre!

Ein glückseliges neues Jahr sei allen von ganzem Herzen gewünscht! Innigen Dank, tausendfaches Vergeltsgott für alle Hilfe im alten Jahre. Welch ein Segen Gottes muß doch niederströmen auf alle die edlen Herzen und Hände, die mitbauen und helfen am Tempel Gottes hier auf Erden durch Unterstützung der Missionen. Je schwieriger die Zeiten werden, desto fester vertraut die Mission auf den Beistand der Wohltäter; denn ohne deren fortwährende und reichliche Hilfe ist ein Bestehen unmöglich. Möge das Vergißmeinnicht auch im kommenden Jahre den Eifer und die Liebe zur Mission in den Herzen wach erhalten. Das heiligste Herz Jesu breite auch weiterhin schützend seine Hand über die ihm geweihten Missionen und segne alle treuen, edlen Helfer und Helferinnen!

Gott mit uns im neuen Jahre!

Redaktion.

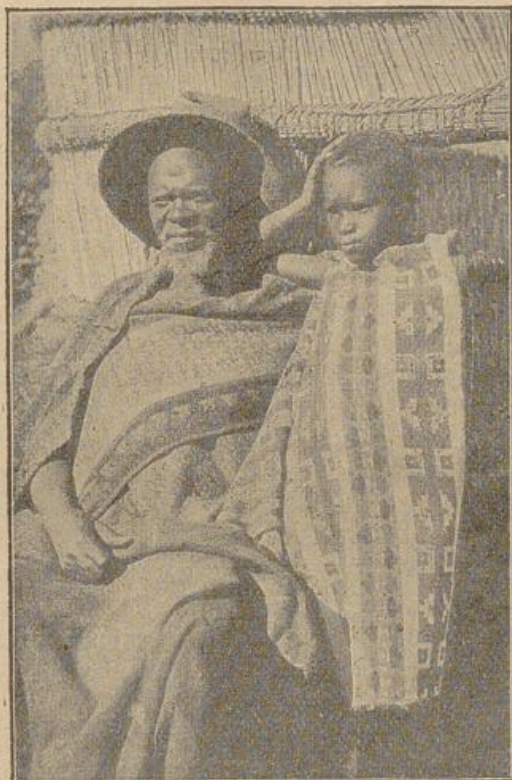


Bilder aus dem Land der Schwarzen.

Von Schw. M. Amata, C. P. S. Mariatrost.

Gottes Wege sind wunderbar. Pharo hatte zwei Weiber; eines war katholisch, das andere hätte er gern getauft gehabt, aber trennen wollte er sich nicht von ihm. Das Letztere hatte seine drei Kinder taufen lassen. Eines Tages starb das Älteste davon, das Zweite, Stefanie ging täglich zur Tagesschule und das Dritte brachte die Mutter zu ihrem Vater und kam dann selbst auf die Missionsstation. Ihr Mann hatte anfangs nichts dagegen. Aber bald vermifzten die Männer das gute Leting (Getränk), das keine so gut wie die Mutter unserer Stefanie zu bereiten wußte. Sie mußte daher wieder in den heidnischen Kraal zurück. Stefanie war ein recht liebes Kind und bereitete ihrem Vater, sowie auch ihren Lehrern viel Freude. Bei manchen der heidnischen Bahutos herrscht noch die schlechte Gewohnheit des Beschneidens. Stefanie war herangewachsen und in jenem Alter, da dasselbe gewöhnlich stattfindet. Sie wußte, was man mit ihr vor hatte, denn ihre Großmutter war die Meisterin davon. Alles Bitten und Jammern von ihrer Seite half nichts. Sie betete fleißig und eilte in ihrer Not zum katholischen Missionar und bat um Hilfe. Auf der Station konnte sie nicht bleiben, der Vater würde sie gleich geholt haben. Nach einigen Tagen kam sie wieder mit derselben Bitte. Ihre Seele war in Gefahr, schon nach einigen Tagen sollte die Zeremonie beginnen. Sie wußte nur zu gut, daß man sie mit Gewalt hinschleppen werde. Nun konnte der P. Missionar ihrer Bitte nicht widerstehen. Er hieß sie, sich einstweilen im Hause zu verbergen. Wohl wurde nach ihr gesucht, aber sie wurde nicht entdeckt. Jedoch für längere Zeit konnte sie nicht verborgen bleiben. Ja, um des Glaubens willen, mußte das arme Kind fort, weit fort, wo es von niemandem erkannt wurde. Bei Anbruch der Nacht eilte unsere Stefanie, in Knabenkleider gehüllt, in Begleitung zweier verlässiger Personen fort, nicht auf der Straße, sondern nur auf kleinen, kaum bemerkbaren Fußpfaden. Reiter sprengten an ihnen unter Jubel und Lärmen vorbei, dem Plage zu, wo in derselben Nacht das Fest der Beschneidung durch ein Trinkgelage eröffnet wurde. Große Feuer erhellten die ganze Gegend und weithin tönte der Höllenlärm. In Angst und Bangen und an allen Gliedern zitternd, eilte Stefanie und ihre Begleiter nahe am Schreckensplat vorbei. Sie zog ihr Hütchen recht ins Gesicht, damit sie nicht erkannt würde. Sie war die Knabenkleider nicht gewohnt und so mußte sie denn manchmal hören: „O, das kleine Büblein muß doch recht müde sein, es kann ja kaum mehr weiter.“ So eilten sie die ganze Nacht und den kommenden Tag ununterbrochen weiter, nur hie und da etwas ausruhend und ein wenig Nahrung zu sich nehmend. Auch in der zweiten Nacht gingen sie noch eine gute Strecke weit; als sie sich etwas sicher glaubten, legten sie sich ins Gras und ruhten ein wenig aus. Ganz des Weges unkundig, mußten sie oft fragen und jeder heransprengende Reiter jagte der Stefanie neuen Schrecken ein. Endlich am Samstag nachmittag gelangten sie auf der Missionsstation an, nachdem sie seit Donnerstagabend fast ununterbrochen gegangen waren. Sie waren alle erschöpft. Stefanie wurde mit Freuden aufgenommen. Später jedoch brachte man sie auf eine andere Station, wohin auch

ihre Mutter kam. Als dann zuletzt auch der Vater sich mit ihr wieder ausöhnte, und selbst christlich wurde, kehrten sie wieder zurück. Nun hätte der christlich gewordene Vater die Mutter unserer Stefanie gerne als rechtmäßige Frau gehabt, sie aber schlug es ab und blieb auf der Station. Stefanie war eine Zeitlang als Lehrerin tätig. Sie war recht brav und fleißig und schlug jede Heirat aus. Der liebe Heiland hatte sie zu etwas anderem berufen: sie hat weit im Basutoland drinnen bei den schwarzen Schwestern um Aufnahme, die ihr auch gewährt wurde. Jetzt betet, opfert und wirkt sie viel Gutes als Sr. Rita bei ihren schwarzen Stammesgenossen und ist überglücklich, daß der liebe Gott ihr diese große Gnade geschenkt hat.



Basutovater mit Sohn.

Einer Christin Neue. Ntombane war recht traurig, als ihr liebes Mütterlein nicht mehr mit ihr ins Freie gehen konnte. Sie lag beständig auf einer alten Matte beim Feuer und mußte so vieles leiden. Immer weniger redete es, bis eines Tages Ntombane die Mutter kalt und stumm fand. Sie eilte zu ihren Brüderchen und Schwesterchen und diese zupften dann an dem Mütterchen herum, baten und flehten, doch sie war und blieb tot. Der Dufel machte eine Grube und die Mutter war nicht mehr zu finden. Ntombane nebst einer Schwester kamen zu einer Tante. Diese zog mehrere Tagereisen weit fort und fand in der Nähe einer Missionsstation ein bleibendes Heim. Das liebe traute Missionskapellchen zog die beiden Kleinen an und oft eilten sie mit ihrer Pflegemutter dorthin. Sie wußten nichts von dem im Tabernakel verborgenen Heiland, doch der schöne Mann (Herz Jesu-Statue) und die schöne Frau (Muttergottes-Statue) wurden recht bewundert und da sie sahen, wie die Leute vor dem Altare in der Kirche die Kniee beugten, gingen die beiden Kleinen zu diesen Statuen und beugten auch ihre Kniee. Ja, als sie eine Muttergottes-Statue im Zimmer sahen, machten sie auch dort eine Anzahl Kniebeugungen. Als dann aber

am Sonntag das Glöcklein zur hl. Messe rief, eilten alle drei zum trauten Kirchlein. Da war alles neu. Gar zu gerne hätten sie auch mitgebetet und mitgesungen, allein sie konnten es leider nicht. So brummten sie denn hie und da etwas mit und als dann gar am Schluß der B. Missionar soviel Schönes vom lieben Gott sagte, flüsterte Ntombane ihrer Pflegemutter zu: „O wie schön! Sieh gut acht!“ Nachdem alles beendet war, gingen alle drei zum P. Missionar und sagten ihm, sie wollten singen und beten lernen, damit sie nächstens auch mitmachen könnten. Sie waren fleißig und fehlten bei keinem Unterricht und so wurden denn am Schluß der Probezeit alle drei getauft. Ntombane erhielt den Namen Felizitas. Die gute, alte Frau sorgte recht für ihre Pflegekinder und schickte Felizitas täglich in die Schule zu den Dominikanerinnen. Sie war dort recht fleißig und brav und durfte auch bald den lieben Heiland in ihr Herz aufnehmen. So vergingen ein paar Jahre in Glück und Zufriedenheit, bis dann ganz unerwartet der Bruder ihres verstorbenen Vaters in Begleitung eines Polizisten kam, um Felizitas heimzuführen. Er glaubte sie jetzt heiratsfähig und wollte sie an irgend einen heidnischen Burischen verkaufen. Traurig nahm Felizitas Abschied. An eine Rückkehr war nicht zu denken, ging es doch weit fort mit der Eisenbahn in eine ihr unbekante Gegend. Kein Christ war in der Nähe und die katholische Missionsstation war drei bis vier Stunden weit von dort entfernt. Kein Glöcklein rief sie zum Gottesdienst oder zur Schule, keine Mutter oder Schwester betete mit ihr. Alles wurde aufgeboten, sie von ihrem Glauben abzubringen. So verging eine Zeit. Ihre Kleider wurden alt und zerrissen, niemand verschaffte ihr neue und sie selbst hatte kein Geld. Da wurde ein heidnisches Fest veranstaltet im Kraal; Felizitas sollte mitmachen. Sie weigerte sich lange; doch endlich gab sie dem Drängen nach und nahm Anteil an dem heidnischen Feste, doch Glück und Freude fand sie nicht. Sicher betete das alte Pflagemütterchen für sie, denn schon am Abend legte sie ihre alten zerrissenen Kleider wieder an und warf den Perlen schmuck weit von sich fort. Zufällig hörte ich von ihr und bat daher eines ihrer Verwandten, die ganz in unserer Nähe wohnten, sie zum Besuche einzuladen. Sie kam und nach langem Reden blieb sie bei uns auf der Station. Sie erkannte und bereute ihren Fehler und wünschte alles gutzumachen. Als am folgenden Tage abends hl. Segen war, ging Felizitas eiligst aus der Kirche, da das Allerheiligste ausgelegt war. Ich glaubte, sie sei krank und fragte sie, was ihr fehle; doch sie sagte: „Nein, Schwester, ich bin nicht krank, wie kann ich denn, da ich abtrümmig geworden, vor den lieben Heiland hinknien? Sein Anblick durchbohrt mein Herz; ich kann es nicht ertragen; ich muß erst beichten, dann hoffe ich Gnade und Barmherzigkeit wieder zu erlangen. Solange ich nicht gebeichtet und Vergebung erhalten habe, kann ich nicht vor den lieben Heiland hintreten.“ Am folgenden Morgen beichtete sie ihre Vergehen, und Trost und Friedekehrten in ihr Herz und seitdem kniet sie oft vor Jesus im Tabernakel.

Erlangung der Taufgnade in letzter Stunde. Vergnügt saß der Katechet bei seinem Frühstück und dachte dabei über seine Katechese nach, die er im Laufe des Tages halten wollte, als es plötzlich mächtig an seine Türe klopfte. Er öffnete und sah zwei Männer, Heiden, vor sich stehen, die nach dem Missionar fragten. Dieser jedoch war gerade abwesend. Auf die Frage, woher sie kämen, und wer sie hergeführt habe, baten sie um einen Platz im Friedhof, um eine soeben verstorbene Frau dort zu beerdigen. „Ja, ist sie denn getauft und wie heißt sie denn?“ fragte der Katechet, denn die Leute waren ihm ganz fremd. „Nein, sie ist nicht getauft,“ hieß es. „Dann kann sie auch nicht auf dem Friedhof beerdigt werden,“ sagte der Katechet. Doch die beiden Männer wollten sich sobald nicht abweisen lassen. Der Katechet sagte nun ganz entschieden: „Für Heiden ist auf unserem Gottesacker kein Platz, die beerdigt nur ruhig zu Hause, und spart euch die Mühe, sie einige Stunden weit herzubringen.“ Die Heiden sagten nun: „Du weißt doch, daß es nach heidnischem Brauch nicht erlaubt ist, jemanden in der Fremde zu beerdigen. Diese Frau nun ist von einem andern Stamme; ihr Häuptling ist weit von uns auf der entgegengesetzten Seite von eurer Station.“ Die Frau hatte bei jenem Kraal heidnisch geheiratet (ukugana gemacht) und noch war das ukulobola

(der Kaufpreis der Braut) nicht abgegeben und somit hatte sich noch niemand verpflichtet, die Leiche zu versorgen. Diese haben sie in der Nacht zu bewachen, damit sie nicht von Zauberern wieder ausgegraben und zu heidnischen Künsten verwendet werde. Daher mußte die Leiche eigentlich zu ihrem elterlichen Kraale zurück, um dort bei ihrem Häuptling beerdigt zu werden. Da der Weg doch an unserer Station vorbeiführte und zudem soweit war, gedachten die heidnischen Träger, dieselbe bei uns zu begraben und hofften, daß die Verwandten damit zufrieden sein würden, denn bei uns sei sie ja vor allem ganz sicher. Als der Katechet fragte, ob die Frau denn wirklich gestorben sei, antworteten beide mit einem kräftigen Yebo (die Seele ist schon längst fort). Schließlich machten sich die beiden Männer wieder auf zu ihrem Kraal. Der Katechet lenkte seine Schritte zu dem Platze, wo sich schon viele Leute zu dem Unterrichte versammelt hatten. Doch der Gedanke an die tote Frau verließ ihn nicht; immer wieder fühlte er sich gedrängt: kehre um, besuche die tote Frau! Nach langem Zögern kehrte er um und eilte den beiden Männern nach. Nach ein paar Stunden kam er bei dem Kraal an, trat ein und sah die Frau am Boden liegen; allem Anschein nach war sie tot.

Einer der Anwesenden fragte nach seinem Begehr und sagte die Frau sei schon längst tot und somit sei es unnütz gewesen, daß er soweit hergekommen sei. Der Katechet ließ sich in ein Gespräch ein, fragte, wie lang sie krank gewesen sei und wie sie heiße. Mangangaye sei ihr Name, sagte man ihm. Er rief sie beim Namen und zum Staunen aller richtete sie sich auf und setzte sich aufrecht hin. Als sie den Katechet sah, sagte sie: „Wie freue ich mich, daß du gekommen bist; bitte, taufe mich nur schnell, ich will in den Himmel. Der liebe Gott ruft mich gleich. Ja, ich will getauft sein und dann gehe ich heim zum himmlischen Vater, er ruft mich schon.“ Nach einem kurzen Unterrichte wurde Mangangaye auf den Namen Maria getauft. Sie dankte recht herzlich für die Gnade der hl. Taufe und rief dann voll Freude aus: „Jetzt gehe ich heim, wie glücklich bin ich, ich gehe zum lieben Gott, der mich ruft.“



Ein braver und frommer Katechet in Centocow mit seinem Bruder hugo Mhheb.

Der Katechet betete ihr noch eine Weile vor und entfernte sich dann. Nun legte sich Maria hin und sagte laut zu den Umstehenden: „Jetzt gehe ich; bringt mich zu den Anaroma, dort möchte ich begraben sein.“ Dann starb sie. Die Männer machten eine Art Tragbahre zurecht, legten die tote Maria darauf und brachten sie zu uns, wo sie ein schönes, christliches Begräbniß erhielt.

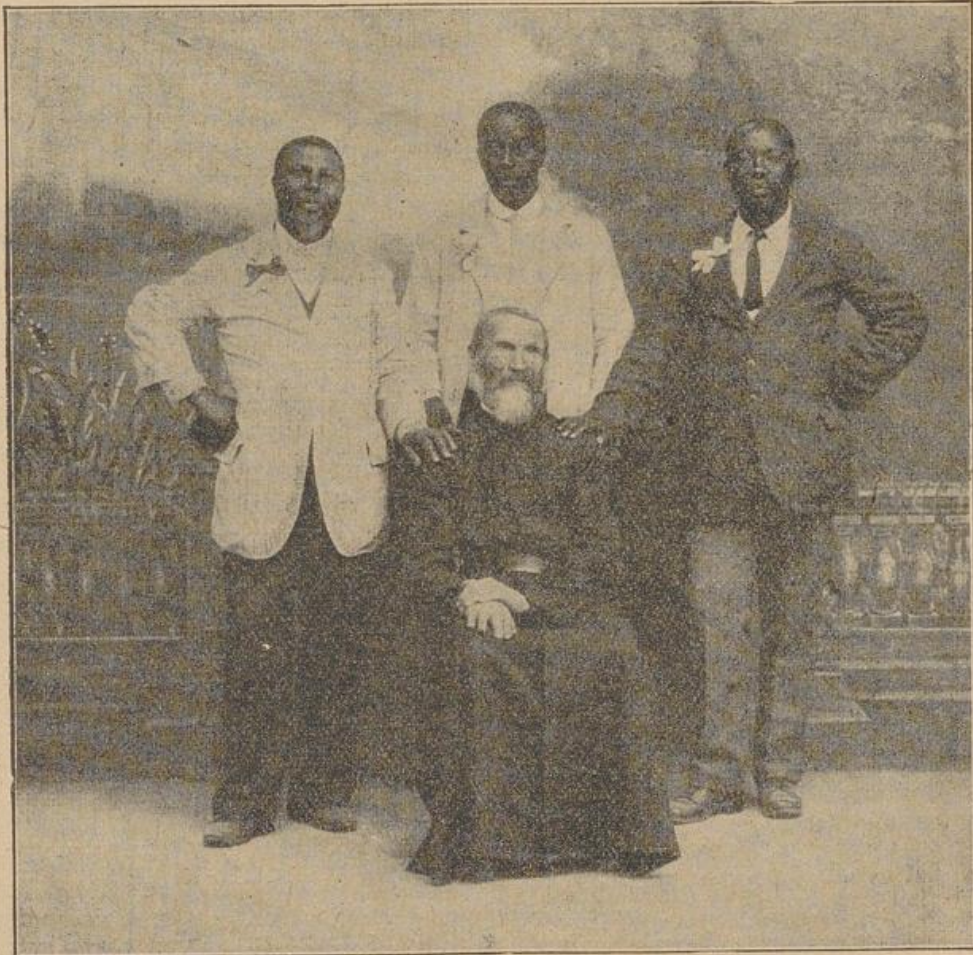
Danke Gott, daß du katholisch bist. Johanna war die Frau eines armen Wesleyaners; er war zudem kränklich und verdiente nicht viel. Jede Woche einmal ging er herum, die Angehörigen seiner Sekte zu besuchen und ihnen zu predigen und zwar ohne Lohn. Johanna mußte daher um so mehr arbeiten, um so stets die nötige Nahrung und Kleidung zu haben. Stets war sie eifrig; im Feld und zu Hause war alles in bester Ordnung; auch suchte sie durch Flechten von Matten etwas zu erwerben. Nicht weniger treu hielt sie zu ihrer Sekte, bis sie eines Tages den monatlichen Beitrag nicht zahlen konnte. Ihre wenigen ersparten Pfennige reichten kaum für ihre Kleidung hin, denn wie die meisten Kaffernweiber mußte sie selber schauen, wie sie das nötige Geld zusammenbringe. Zur Rede gestellt wegen des Beitrags, konnte sie nur sagen: „Ich habe kein Geld mehr.“ Darauf hin wurde sie aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Traurig ging sie heim.

Einer ihrer Verwandten, Albert mit Namen, hatte in Johannisburg in der Abendschule Lesen und Schreiben gelernt. Auch er hatte lange gesucht und endlich den wahren Glauben gefunden. Eines Tages kam er zur Missionschule mit der Bitte um Unterricht, denn er wollte katholisch werden. Fleißig war er beim Lernen. War der Unterricht zu Ende, so fragte er jedesmal: „Schwester, bitte, was soll ich denn jetzt bis zum nächsten Unterricht lernen?“ Nie war er müßig. Man konnte ihn stets mit seinem Buch in einem verborgenen Winkel finden. Nachdem er getauft war, erhielt er Arbeit in der Nähe seiner Verwandten. Als er nun eines Tages Johanna so traurig sah, fragte er nach der Ursache. Diese erzählte ihm alles genau mit der Bemerkung, daß sie durchaus nicht im Stande sei, jetzt jeden Monat den Beitrag zu zahlen. Albert sagte dann zu ihr: „Darüber sollst du nicht traurig sein, sondern vielmehr dich freuen, denn dort ist doch nicht das Richtige zu finden. Gehe mit mir zur katholischen Kirche und dann wirst du glücklich sein. Als er sie dazu geneigt fand, begann er, sie im katholischen Glauben zu unterrichten. Abends nach getaner Arbeit lehrte er sie die Gebete und erklärte ihr alles, so gut er es nur vermochte. Sie fand alles so gut und schön, daß sie sehnlichst wünschte, in die katholische Kirche aufgenommen zu werden. Nur eines schmerzte sie sehr; sie waren so weit von der Mission entfernt, und wußten in der Nähe kein katholisches Gotteshaus. Sie wollte daher zur Missionsstation. Aber dazu brauchte sie Geld, kostet doch die Fahrt dorthin 20 Mt. Woher dieses nehmen? Nun, dachte sich Johanna, ginge ich zu den Wesleyanern, müßte ich auch jeden Monat meinen Beitrag entrichten; und daher legte sie das Geld, das sie hätte dazu verwenden müssen, in ein Kästchen. Als sie glaubte, es werde reichen, bat sie ihren Mann um Erlaubnis, zur Mission fahren zu dürfen, um katholisch zu werden. Sie erhielt dieselbe und so kam Johanna zur Missionsstation und lernte fünf Monate fleißig die Glaubenswahrheiten. Sie war ein Muster für alle, fleißig bei der Arbeit, beim Gebet und Gottesdienst stets die Erste und Aufmerksamste. O, wie so glücklich war sie am Tage ihres Übertrittes und ganz besonders nach dem Empfang ihrer ersten hl. Kommunion. Täglich empfing sie dann dieselbe. Nur mit Wehmut schied sie von der Station, wo sie so glücklich geworden. Noch einige Male kehrte sie wieder zurück, jedesmal für ein paar Monate, um das Glück genießen zu können, täglich den lieben Heiland zu empfangen. Sie führte auch einige ihrer Verwandten zu uns und brachte Kinder zur Schule. Ihren Mann konnte sie noch nicht gewinnen. Er zog weiter fort zur Stadt und zur größten Freude unserer Johanna erhielt er eine Wohnung nahe bei der katholischen Kirche. Noch einmal kam sie zu uns, um ihre Dankbarkeit zu bezeigen und brachte kleine Geschenke mit. „Nun kann ich täglich zur hl. Messe kommen,“ sagte sie, „und wir haben oft hl. Segen. O, wie glücklich ist man, wenn man katholisch ist!“ Gebe Gott, daß sie auch ihren Mann noch für den wahren Glauben gewinnt!



Aus den Erinnerungen eines Teilnehmers an der Gründung Mariannahills.

Will man versuchen, eine Geschichte Mariannahills zu schreiben, so muß man bis nach Mariastern in Bosnien gehen, denn von dort kamen die ersten Missionare unserer Kongregation nach Südafrika. Wir waren in Mariastern bei Banjaluka ganz zufrieden und hatten uns dort nach vielen Mühsalen eingerichtet und dachten nicht an eine Mission drunten in Natal. Damals gehörte Bosnien noch den Türken und unser dortiger Oberer, der Gründer von Mariastern, P. Franz Pfanner, hatte mit den Moslemin manch harten Strauß auszu-



Die 3 ersten Zöglinge von Mariannahill, die zur Bischofsweihe am 15. August 1922
aus weiter ferne herbeieilten.

fechten. Als die Österreicher das Land okkupierten, schöpften auch wir neue Hoffnungen und hegten große Erwartungen für die Zukunft. Viele Türken wanderten aus und wir konnten verhältnismäßig billiges Land erwerben, aber mit der Bezahlung stand es trotzdem schlimm, denn die Verkäufer heischten die Bezahlung in barem Gold. Die Schuldenlast wuchs beträchtlich. Im Jahre 1878 ging P. Franz auf das Generalkapitel des Ordens nach Frankreich. Von dort kehrte er mit der überraschenden Neuigkeit zurück, daß er eine Neugründung am Kap der guten Hoffnung in Südafrika zu gründen gedächte. Ein Bischof von dort suchte Missionare und sei besonders auf die Ordensleute von Maria stern aufmerksam gemacht worden. Die übrigen Vorsteher der Klöster des Ordens hätten nicht genügend Kräfte und so habe er sich angetragen. Der Bischof sei bereit, die Schulden Maria sterns zu bezahlen, was P. Franz sich zur Bedingung gemacht habe und wer Lust verspüre, mit nach Afrika zu gehen, solle sich melden. In Maria stern herrschte begreifliche Erregung. Die meisten Mitglieder wollten mitreisen; aber P. Franz hielt Auslese. Kurze Zeit darauf hieß es, daß Bischof Dr. Ricards auf Kollekte nach England, Irland und Deutschland käme. Es erschien eine kleine englische Broschüre, auch in deutscher Übersetzung herausgegeben, wonach die Mitglieder des reformierten Cisterzienser Ordens, zu denen auch P. Franz mit den Seinen gehörte, die Heiden in Südafrika sollten bekehren helfen. Sie bekämen, so hieß es, ein Land von außergewöhnlicher Fruchtbarkeit (die Dicke der Humusschicht war sogar angegeben), und es bestünde Aussicht, auch für diese Mission noch ein anderes Land zu erwerben, das im Tarnbulisland liege und noch größer sei als das schon gekaufte. Wer wollte bei solchen Aussichten da nicht zugreifen? Auch später wurde noch von dem Bischof in einer Flugschrift der Name der alten, zerfallenen Abtei Dunbrody angegeben, wonach die Neugründung genannt werden sollte. Man war damals sehr harmlos und vertrauensselig. Dem P. Franz hatte der Bischof versprochen, er wolle das Geld zum Bau eines Klosters beschaffen, es selber bauen und uns alles zum Leben Notwendige, Kleidung und Unterhalt bestreiten, bis wir selbstständig geworden wären. Wir brauchten nur zu kommen und zu arbeiten und zu beten. Bischof Dr. Ricards hatte für den Anfang nur zehn Ordensleute verlangt. Aber die Zahl der nach Afrika ziehenden Personen stieg bis auf dreißig. Sie verteilten sich wie folgt: Von Maria stern waren es P. Franz, P. Josef, Fr. Arsenius; von Brüdern: ein Maurer, ein Schmied, ein Zimmermann, ein Spengler, ein Müller, ein Maschinist, und Orgelbauer, ein Webermeister, ein Musikant, die andern waren Bauern und sonstige Arbeiter; zu diesen stießen die französischen Patres: P. Stefan, Nivard, Fulgens, dazu kamen noch der Schriftsetzer Seibels, eine weltliche Person und ein Kaufmann aus London. P. Franz selber war um diese Zeit schwer am Typhus erkrankt und man wußte nicht, was aus dieser Expedition werden würde. Bischof Dr. Ricards sandte ebenfalls um diese Zeit die versprochenen 2000 Pfund Sterling in mehreren Raten nach Maria stern. P. Franz wurde wieder gesund und, um nicht mit leeren Taschen nach Südafrika gehen zu müssen, machte er eine Sammelreise durch Oesterreich und Deutschland, um für Dunbrody zu betteln. Er brachte etwa 300 Pfund Sterling zusammen. Als er wieder im Kloster eintraf, wurden die Reisevorbereitungen getroffen. Von Maria stern nahm man nur die allernotwendigsten Dinge mit, denn man wollte einerseits sich nicht zu sehr beschweren, andererseits das Mutterkloster nicht berauben. Unter den Sachen befand sich auch eine ziemlich neue Druckerpresse, mitsamt den vorhandenen Schriftzeichen, die wir vom „Onkel Ludwig“ (Ludwig Auer) aus Donaauwörth zum Geschenk erhalten hatten, da Maria stern dafür keine Verwendung hatte.

Am 21. Juni 1880 feierte man im Kloster das Gründungsfest seines elfjährigen Bestehens und am nächsten Tag, am 22. Juni, um drei Uhr fand die Abfahrt nach Alt-Gradiska, dem österreichischen Grenzorte, statt. Hier bestiegen wir ein Schiff und fuhren auf der Save nach Sissek. Die Schiffsgesellschaft hatte uns freie Fahrt gewährt. In Sissek suchten wir umsonst ein Unterkommen und übernachteten schließlich in einem leeren Tanzsaal, in dem sich eine Bettstelle und ein Harmonium befand. Wir richteten uns auf dem Boden

ein Lager her. Als Abendessen diente uns das von Maria stern noch mitgenommene harte Brot und klares Wasser. Nach der Morgenandacht und den hl. Messen in der katholischen Kirche ging es mit der Eisenbahn nach Agram. Wir hatten für die Reise Ermäßigung erhalten und zwar sollten wir 33 Personen den halben Preis der zweiten Klasse zahlen, aber mit der dritten fahren. Das hatten wir nicht verstanden und stiegen ein, ohne bezahlt zu haben. Der Kondukteur drohte uns, den Wagen, in dem wir Platz genommen hatten, abhängen zu lassen, wenn wir nicht vorher bezahlten; aber die Lokomotive pfiff und fort ging es, Agram zu. Dort erwartete uns ein Telegramm mit der Aufforderung, zu bezahlen, was wir auch willig taten. In Agram wurden wir von den barmherzigen Schwestern freundlich aufgenommen und gut bewirtet. Von dort ging es über Steinbrück nach Marburg, wo wir im bischöfl. Seminar bei den P. Franziskanern liebevoll gepflegt wurden. Die Reise ging weiter über Junsbruck. Dort verschafften uns Wohltäter ein Essen, ein sog. Wirler (Mus) und einige Körbe Kirschen. Letztere nahmen wir mit, da es nur eine halbe Stunde Aufenthalt gab



Eine brave, Christlich: familie.

In München wurden wir in einem Gesellenhaus von einem unserer großen Wohltäter, Herrn Trappentreu, aufs beste bewirtet. Wir kamen nach Mainz. Auch hier sorgten Freunde für uns. In Köln nahmen wir in mehreren Abteilungen Quartier bei guten Freunden und im Biusbau, dann reisten wir über Maastricht nach Antwerpen, dem Endpunkt der Eisenbahnfahrt. In Antwerpen nahmen uns die P. B. Franziskaner-Religiosen aufs freundlichste auf und traktierten uns aufs freigebigste mit Bier aus der Abtei Westmalle, dem Hauptkloster unserer damaligen Ordensfamilie. Von Antwerpen fuhren wir mit einem holländischen Schiff nach London. Wir gingen sofort an Bord eines englischen kleinen Schiffes, der „Castle Line“, das von Bischof Ricards eigens für uns gechartert worden war für den Preis von 5 Pfund Sterling pro Kopf. Dieses kleine Dampfschiff sollte uns direkt nach Südafrika bringen. Bischof Ricards kam auch an Bord und nahm dem P. Franz das in Deutschland und Oesterreich gesammelte Geld ab mit dem Bemerkten, arme Ordensleute brauchten keines, nur fünf österr. Heller durfte P. Franz behalten, da der englische Wechsel sie nicht annahm. Das Schifflein schwankte heftig und bald hatten wir alle die Seekrankheit. Am übelsten erging es

P. Franz, der noch dazu den Storbub bekam und fast nichts mehr genießen konnte. Mit Bischof Ricards kamen noch an Bord ein irländischer Priester, ein Diakon und vier Klosterfrauen. Außerdem hatte der Bischof auf eigene Initiative einen englischen Stier gekauft, der später in Port Elisabeth freierte, und eine gewaltige, alte Dampfmaschine (Pulsometer), die später, nachdem sie noch lange unnütz herumgestanden, um billiges Geld versteigert wurde. Das Leben auf dem Schiff war originell. Es wurde gebetet, gesungen, Gottesdienst gehalten und gearbeitet. Von Brettern, die wir von England mitgebracht hatten, wurden Bänke und Sitze gemacht. In Madeira, wo das Schiff Kohlen einnahm, gingen einige ans Land, um diese herrliche Insel sich näher anzusehen. Von da bis Kapstadt, während dreier Wochen, gab es dann nur noch Himmel und Wasser zu sehen. In Kapstadt lagen wir ein paar Tage. Das Wetter war uns meist günstig gewesen und nur einige Male gab es Sturm und dann flogen im Speisesaal die Teller und Schüsseln durcheinander. In acht weiteren Tagen lief das Schifflein über East London in Port Elisabeth ein, wo wir an Land gingen. Die Seereise hatte ihr Ende erreicht. In Port Elisabeth wurde Bischof Ricards festlich empfangen. Es ging im Triumphzuge vom Aussteigeplatz zur Kirche. Wir beteiligten uns auch an der Prozession, hatten aber auch zugleich Sorge, daß wir unsere Sachen in Sicherheit bringen konnten. Wir zogen also mit Gepäck, Taschen und Stühlen beladen in die Stadt ein. In der Kirche sangen wir das Te Deum. Nach dem Segen bezogen wir Quartier in der Schule. Auf dem Boden des Unterfunkstraumes lagen 25 neue Seegrasmatraxen, die für Dunbrody bestimmt waren und uns dienen sollten. Die Kost war recht spärlich, denn wir konnten in der ganzen Stadt nicht soviel Gemüse bekommen, wie wir es benötigten. Es gab eine Suppe und ein wenig gekochte gelbe Rüben, als Zulage Orangen. Damals gab es in Port Elisabeth im ganzen etwa vier bis sechs Milchkuhe. Am nächsten Tage fuhrn wir mit der Eisenbahn etwa fünf Stunden nach Blunkliff. Für den Bischof und einige Invaliden hatte man einen Wagen und zwei Pferde mitgenommen. Blunkliff war Endstation der Bahn und von hier hatten wir noch etwa fünfviertel Stunden zu marschieren. Singend und betend zogen wir fürbaß, vorbei oder besser durch große Dornestrüppe. Endlich waren wir in Dunbrody. Mons. Terpent, ein Franzose und Freund des Bischofs, war schon mit dem Bau einiger geräumiger Blechhäuser fertig und so konnten wir das Blechkloster mit seinen 25 Eisenbetten und den schönen Seegrasmatraxen beziehen. Der Bischof hatte sich auch ein kleines Blechpalais errichten lassen. Allmählich erst dämmerte es ihnen, daß sich hier in Dunbrody nichts anfangen ließe. Schon während der ganzen Fahrt von Port Elisabeth bis Blunkliff war nichts anderes zu sehen gewesen als Dornen. Jegliche Vegetation fehlte. Von Blunkliff an änderte sich die Gegend insofern, als die Dornen größer wurden und mächtige Kakteen sich zu ihnen gesellten. Auch sog River, besonders Splendid und Sunday (Sonntags) River präsentierten ihr allerdings wasserloses Flußbett. Dunbrody stand auf einer Anhöhe, umgeben von der schönsten Kakteenhecke. Ganze Kaktuswälder harrten des Ausrodens. Die erste Mahlzeit in Dunbrody bereiteten Hottentottenweiber, die hier in Dienst standen. P. Franz war mit den Seinen in eine wasserlose, steinige und dornige Wildnis geraten, von den phantastischen Schilderungen dieses humusreichen Landes, hatte sich keine verwirklicht. In der trostlosen Wildnis sank einigen der Mut. Die drei französischen Priester des Ordens schüttelten zuerst den Staub von den Füßen und kehrten in ihre Klöster nach Europa zurück, sie zogen das beschauliche Leben dem aktiven vor. P. Franz und seine Leute begannen nun den Kampf mit diesem jämmerlichen Stück Erde. Bald stellte es sich heraus, daß dem Boden die nötige Feuchtigkeit fehlte. Die Dampfmaschine versagte oder leistete geringe Dienste. Bruder Barnabas, der Maschinist und Orgelbauer, hatte einen Windmotor konstruiert. Aber das Leben auf Dunbrody gestaltete sich immer unerträglicher. Der Wassermangel war zu groß. Was an Erbsen, Bohnen und Hafer gezogen wurde, fiel den unzähligen Affen zum Opfer, die in den Kaktuswäldern und Dornestrüppen ihre Schlupfwinkel hatten. Die anderen Anlagen wurden von Springböcken und Hasen vernichtet. Trotz alledem verzweifelten die tapferen Pioniere nicht, zumal sie von

Bischof Ricards mit dem Notdürftigsten versehen wurden. Im zweiten Jahre ihrer Arbeit hatte es nur an zwei Tagen geregnet; fast alle Bäche, Flüsse und Quellen waren versiegt. Es gab kaum Trinkwasser genug und selbst die Quelle am Pulsameter hatte kein Wasser mehr. Zweieinhalb Jahre hatten wir uns fast nutzlos geplagt und schon war der Gedanke aufgetaucht, Dunbrody aufzugeben, als uns die Zusage gemacht wurde, für das Gebiet, das wir mit unserem Schweiß befeuchtet, auch noch 4000 Pfund Sterling zu bezahlen. P. Franz wollte dem Bischof 2000 Pfund Sterling geben, denn er wollte Dunbrody halten



Am Brunnen

der Bischof ging nicht darauf ein, die anderen 2000 Pfund Sterling daraufzulegen. Da mit dem Bischof keine Verständigung erzielt werden konnte und letzterer sogar die Absehung des P. Franz betrieb, entschlossen wir uns, Dunbrody zu verlassen und nach Natal auszuwandern. Da legte sich der Provinzial der Jesuiten, P. Weld, ins Mittel. Er bezahlte die 4000 Pfund und erwarb die Farm für sein Noviziatshaus. Nun konnten wir mit gutem Gewissen Dunbrody verlassen. P. Franz stellte es jedem frei, nach Mariastern zurückzukehren, aber wir entschlossen uns, nach Natal zu ziehen. Wir begannen unsere Sachen zu packen, und das dauerte fast drei Monate. Wir hatten 375 große und kleine Kisten. Es waren meist Gegenstände

die wir selber gemacht oder erworben hatten. Dazu kam die Ausrüstung des Kirchleins, Glocken und all die notwendigen Dinge, die uns die lb. Wohltäter geschenkt hatten. Die Gebäude, die wir noch neben der großen Anlage errichtet hatten, überließen wir den Jesuiten. Das Beste von Dumbrody war, daß es ein gesundes Klima besaß. Während der ganzen Zeit unseres Hierseins ist niemand von unseren Leuten gestorben. Wir waren ungefähr 43 Personen, ohne den P. Franz; dieser war inzwischen nach Europa gereist, um neue Hilfsquellen zu erschließen. Wir machten ihm durch Kabeltelegramm Mitteilung von unseren Absichten. Unter Führung des P. Josef zog der erste Trupp, 25 Mann, nach Durban. Hier wurden diese von Bischof Jolivet und mehreren Geistlichen aufs freundlichste empfangen. Da es in Durban nirgends Unterkunft für uns gab, so nahmen wir einstweilen Wohnung auf dem sog. Bluff, wo die Klosterfrauen von der hl. Familie ein Haus und eine Farm hatten und wo sich auch eine Blechkirche befand. Zu beiden Seiten hatten wir das Meer und wir freuten uns und hatten in kurzer Zeit alle Beschwerden vergessen. Wir lebten denkbar einfach etwa zwei bis drei Wochen. Wir lebten nur von Brot, Melonen und etwas Süßkartoffeln, die wir von den Kaffern erstanden. Das Geld für die Reise nach Natal lieh uns ein guter Irländer, Mr. Schwann. P. Franz hat es ihm wieder zurückbezahlt. Wir konnten nicht länger auf dem Bluff bleiben, da die Schwestern von Durban hier ihren Ferienaufenthalt nehmen wollten. Bischof Jolivet bot uns nun die ihm gebührende Missionsstation St. Michel bei Umzimto zur Besetzung an. P. Josef ritt mit einem Oblatenpriester, dem P. Hammer, dorthin, konnte sich aber nicht entschließen, diese zu übernehmen, da die Wegeverhältnisse zu schwierig waren. Inzwischen wurde das Gepäck nach der Station Tsipingo, der nächstgelegenen Eisenbahnhaltestelle, geliefert.

Während unseres Aufenthaltes am Bluff hat man nicht viel Rücksicht auf uns genommen, sondern uns als eine herrenlose Schar betrachtet. P. Hammer behauptete sogar, wir seien aus Rand und Band geraten. Der größte Miesmacher unter uns war ein Franzose, der sich redlich Mühe gab, uns gegen P. Franz aufzuheben. Unter diesen Umständen war es eine Erlösung, als plötzlich P. Franz eintraf. Am nächsten Tage kaufte er das Land nächst dem jetzigen Mariannahill bis zur Mühle und am folgenden Tage zogen die ersten Brüder nach Mariannahill. Es war am 17. Dezember 1882. Dieser Tag ist also der Gründungstag. Bald darauf trafen die 375 Kisten von Tsipingo wieder ein. Sie wurden aufeinander gestellt und ein großes Wagentuch darüber gespannt; die erste Wohnung auf dem neuen Gebirg war fertig. Wir kochten im Freien und schliefen zwischen den Kisten unter der Wagendecke. Das nächste Haus war ein Gotteshaus; es wurde später mit ungebrannten Ziegeln ausgemauert. Später wurde die Crowder-Farm über der Mühle gekauft und bald darauf mit dem Bau einer neuen Mühle begonnen. In der neuen Mühle wurde die Druckerei untergebracht. Die Mühle war Bruder Nivards Erfindungswerk; er hat hier die ersten Ziegel gelegt. Als wir noch in Mariastern waren, hatten wir Herrn Braun kommen lassen, damit er dort eine alte, ausgeleierte und uns geschenkte Druckerpresse gangbar machen sollte; er konnte aber nichts anfangen. Wir beriefen nun denselben Herrn nach Mariannahill, um dort unsere Brüder in den Druckereibetrieb einzuführen. Es wurden mit Hilfe edler Wohltäter neue Maschinen angeschafft und der Druck eines originellen Kalenders betrieben, in den P. Franz in seiner urwüchsigen Sprache manchen Artikel hineingeschrieben hat. Auch das „Vergißmeinnicht“ entstand hier zuerst unter dem Namen „Fliegende Blätter“, von Herrn Seibels noch gesetzt und gedruckt. In Dumbrody waren zwei Nummern von P. Franz und eine von P. Josef herausgegeben worden. Diese „Fliegenden Blätter“ machten uns schon mit unsern Wohltätern in Europa bekannt. Almosen und auch Postulanten mehrten sich. In Mariannahill erhielten diese „Fliegenden“ dann einen andern Namen, zuerst „Der Trappist unter den Kaffern“; dieser etwas abenteuerlich klingende Titel machte bald dem vertrauten und heimatisch anmutenden „Vergißmeinnicht“ Platz.

Unsere erste Lehrerin war Schwester Klara, welche schon vor ihrem Eintritt ins Kloster

unsere erste Mädchenschule leitete. Eine Methode zur Befehung der Heiden kannten diese ersten Mariannahiler noch nicht, da sich der Orden, dem sie angehörten, nicht mit Heidenmission befaßte. Ihre Hauptarbeit war außer den geistlichen Uebungen landwirtschaftliche Handarbeit; heute noch liegt manchem alten Pionier das Holzspalten besser als Bücherwälzen. Da man aber doch auch missionieren wollte, so versuchte man sich auf drastische Mittel. Aller Anfang ist schwer, aber es geht. Man kam auf den originellen Gedanken, die Heidenmission mit Musik einzuleiten. Es wurde also eine Blechmusik gegründet und P. Othmae nahm die Sache in die Hand. Ein gewisser Bruder Josef, seines Zeichens Schuster, wurd rzum Tam-



Bei der Wahrsagerin

bour bestellt. Er trommelte die Musikanten im Kloster zusammen. Auch eine große türkische Trommel wurde beschafft, die mit ihren dröhnenden Schlägen der Musik den nötigen Nachdruck verlieh. Die Kaffern staunten zunächst, dann kamen sie. Den eifrigen und gelehrigen Eingebornen wurden Bekleidungsstücke gegeben, und diese so an Kultur gewöhnt. P. Synzinth, damals noch nicht Priester, studierte schon die Kaffersprache und wurde der erste Missionar bei den armen Heiden. Später trat die Musik als „Befehungsmittel“ wieder in den Hintergrund. Bald erschienen die ersten Missionschwestern in Mariannahill, die wackeren Schwestern vom kostbaren Blut. Sie übernahmen die Mission bei der weiblichen Jugend. Zuerst waren es weltliche Personen, die sich dieser Aufgabe widmen sollten. Sie erhielten ein besonderes Kleid. Ihre Regeln wurden bald ausgebaut und heute haben sie an Zahl ihrer Niederlassungen und Mitglieder die Missionare von Mariannahill weit überflügelt.

Langsam, aber stetig aufwärts entwickelte sich das Missionswerk, die Hauptaufgabe Mariannahills. Noch viele Stürme kamen über die Gründung des P. Franz, aber immer fester wurzelte sein Werk. Und heute nach 40 Jahren steht Mariannahill festgefügt, auf eigenen Füßen und reißt sich würdig ein in die Schar der missionierenden Orden. Mit Bewunderung lauschen die Jüngsten der Genossenschaft den Worten der alten, ergrauten Missionare und hoch schlagen ihre Herzen, es jenen an Opfergeist, Opfermut und Entfagung gleichzutun. Die alten, müden Kämpfer aber dürfen voll Vertrauen auf die Jungen schauen, sie werden in ihren Bahnen

fortwandeln, wenn auch vielleicht mit anderen Mitteln, doch das gleiche Ziel verfolgend. Der Segen Gottes ruht auf dem Werke des unvergeßlichen P. Franz und sicher hat er in der Ewigkeit freudig Anteil genommen, als sein bescheidener Abstuhl in einen bischöflichen Thron verwandelt wurde. Das Apostolische Vikariat Mariannhill ist eingefügt in den hierarchischen Bau der hl. Kirche und sein erster Bischof steht um Segen für das gottgewollte Werk und mit ihrem Bischof beten alle Mariannhiller.

B. D.



Missionsfahrten und Reiseabenteuer eines Glaubenshelden in alter Zeit.

Fortsetzung.

Unterdessen rückte die Zeit immer näher, zu welcher wir, wie wir wußten, den Türken sollten ausgeliefert werden, und da alle Mittel, welche wir bis jetzt zu unserer Rettung erfunden hatten, sich als unzulänglich erwiesen, so blieb uns kein anderer Ausweg mehr übrig, als irgend einen Zufluchtsort zu suchen und uns zusammen oder einzeln zu verbergen, um irgend eine Änderung der Dinge oder die Ankunft der erbetenen Hilfe aus Indien abzuwarten. Nach langer Überlegung entschlossen wir uns endlich, unsere Zuflucht zu dem Baharnagash Johannes Akay zu nehmen, welcher sich schon seit längerer Zeit gegen den Regus empört und unabhängig von ihm gemacht hatte. Ich begab mich auf den Befehl meiner Obern heimlich zu ihm und nachdem der Vertrag abgeschlossen war, kehrte ich zurück, um den Patriarchen und die übrigen Ordensgenossen abzuholen. Es gelang uns, die Aufmerksamkeit unserer Wächter zu täuschen, und wir gelangten glücklich zu dem Baharnagash, welcher uns sehr gütig empfing und nach dem etwa drei Meilen von seiner Residenz entfernten, sehr steilen und nur an einer einzigen Stelle zugänglichen Felsen Adicota zu bringen befahl, wo wir uns in vollständiger Sicherheit zu befinden glaubten. Das Ende entsprach jedoch keineswegs diesem erfreulichen Anfange, denn Akay ließ uns alsbald wissen, daß er uns an einen anderen, noch weit sichereren Ort zu versetzen wünsche. Wir waren in der That von Muhammedanern und Ketern umgeben und mußten auf unserer Hut sein, aber wir genossen doch einer scheinbaren Ruhe und konnten uns stets Linsen und sogar einiges Getreide zu unserer Nahrung verschaffen; auch war ich, nachdem wir unsere sämtlichen Habseligkeiten verkauft hatten, auf den Einfall gekommen, mich als Arzt zu empfehlen; gute Kundschaft blieb nicht aus und reichte hin, um uns die nötigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Leider mußten wir dem Verlangen unseres Beschützers Folge leisten und unsern Wohnort so oft wechseln als es ihm beliebte; da uns jedoch diese Veränderungen, welche in der heißesten Jahreszeit stattfanden, sehr beschwerlich fielen und man uns, stets an einen noch schlimmeren und ungesünderen Ort brachte, so suchte ich den Baharnagash auf, um ihm Vorstellungen über die unserer Übereinkunft widersprechende schlechte Behandlung zu machen. Ich fand ihn mit den Vorbereitungen zur Ausführung eines abenteuerlichen Vorhabens beschäftigt, wozu ihn einige unwissende Mönche beredet hatten. Er glaubte nämlich fest, unter einem ihm näher bezeichneten Berge läge ein großer Schatz verborgen, dessen Hebung ein ihn bewachender Teufel zu verhindern gewußt habe, dieser sei aber jetzt blind und hinkend und überdies durch den Verlust seines Sohnes und durch die Krankheit seiner lahmen und einäugigen Tochter in so großer Betrübniß, daß er die Hütung des Schatzes vernachlässige. Um jedoch gegen jeden Zufall gesichert zu sein, hatte man einen durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit berühmten Mönch kommen lassen, welcher den Teufel, wenn er etwa dennoch sich zu widersetzen wage, beschwören sollte. Ich schloß mich auf di^e

Bitte des Baharnagash dem Zuge der Geisterbeschwörer an, den der in ein Gewand von schwarzer Wolle gehüllte Mönch eröffnete, obgleich er, da er bereits über 100 Jahre zählte, sich kaum noch bewegen konnte und auf ein Pferd gebunden werden mußte. Ihm folgten mehrere Mönche, welche eine schwarze Kuh führten und geröstetes Korn, Honigmeth und Bier trugen, um den Teufel, wenn er etwa erscheinen sollte, zu erfrischen und bei guter Laune zu erhalten. Sobald man am Fuße des Berges angekommen war, stimmte der Mönch seinen Zaubergefang an, während die Arbeiter fleißig den Boden umwühlten, bis sie endlich auf einige von Maulwürfen herrührende Löcher stießen. Die Bewohner der Umgegend, welche sich mit großen Säcken zur Bergung des Schazes in großer Zahl eingefunden hatten, erhoben ein Freudengeschrei; man schlachtete die schwarze Kuh, warf Stücke derselben in die Löcher und setzte dann die Arbeit mit verdoppeltem Eifer fort. Der Mönch hatte sich bereits heiser gesungen aber immer noch zeigten sich die erwarteten Reichtümer nicht und als endlich das



Missionskirchlein

nachte, nicht durchbrechbare Gestein zum Vorschein kam, verloren die Meisten der Anwesenden, auf deren Häupter die Sonne ihre glühenden Strahlen herabsandte, die Geduld; May aber erhielt, als er seinen Unmut nicht länger zu unterdrücken vermochte, von den Geisterbeschwörern den Bescheid, daß das Unternehmen nur deshalb mißglückt sei, weil es ihm an dem rechten Glauben fehle. Ich suchte ihm dagegen begreiflich zu machen, daß man ihn zum Narren halte, und benützte diese günstige Gelegenheit, ihm meine Angelegenheit vorzutragen und meine Bitte durch ein in zwei Unzen Gold, zwei Silberplatten und einigen anderen Kleinigkeiten bestehendes Geschenk zu unterstützen. Diese Gründe schienen einen schnelleren Eindruck auf ihn zu machen, als ich selbst geglaubt hatte, denn ich erhielt augenblicklich für mich und meine Mitbrüder die Erlaubnis, nach Adico zurückzukehren, wo wir die von uns erbauten Hütten zu unserer nicht geringen Freude noch im guten Zustande fanden.

Leider aber sollte auch jetzt unser Aufenthalt in denselben nicht lange dauern, denn Akay hatte, bewogen durch die Drohungen und noch mehr durch das Versprechen des Negus, ihm gegen die Auslieferung der zu ihm geflüchteten Missionare seine Empörung zu verzeihen, uns bereits verraten. Wir waren deshalb nicht wenig erstaunt, als eines Tages der Bizekönig von Tigre mit unsern zu Fremona zurückgebliebenen Ordensgenossen bei dem Baharnagash ankam, um sie nebst den zu Adicota befindlichen Flüchtlingen nach der Grenze des türkischen Gebietes zu bringen, mich aber tot oder lebendig dem Negus zu überliefern, weil man diesem den Glauben beigebracht hatte, ich beabsichtigte nach Indien zu gehen, um dort portugiesische Hilfstruppen zu holen. Der Patriarch riet mir, in die Wälder zu entfliehen und mich auf einem Umwege zu dem Orte zu begeben, wo die Auslieferung an die Türken stattfinden sollte. Ich gehorchte und trat bei Anbruch der Nacht mit einem einzigen Gefährten, einem guten, aber sehr hinfalligen und furchtsamen Greise, die gefährliche Reise an. Wir gingen durch einen dichten Wald, welchen vor uns wohl noch kein menschlicher Fuß betreten hat, und machten erst, weil wir uns nicht früher in Sicherheit zu befinden glaubten, am nächsten Morgen Halt, um uns ein wenig Gerstenmehl in Wasser zu kochen und Führer für den weiteren, uns völlig unbekanntem Weg aufzusuchen. Wir trafen auch einige Leute, welche uns für eine Unze Gold nach dem Orte unserer Bestimmung zu bringen versprachen. Kaum waren wir aber wieder so tief in den Wald gekommen, daß wir ohne ihre Hilfe keinen Ausweg zu finden vermochten, als sie von uns sieben Unzen Gold nebst einem Maulejel und einem kleinen Zelte, welches wir mit uns führten, verlangten. Nachdem wir lange mit ihnen ohne Erfolg gestritten hatten, mußten wir, um unseren Weg fortsetzen zu können, ihrem Begehren entsprechen. Während des Tages verbargen wir uns in dem dichtesten Gehölze und gingen dann ohne Aufenthalt von vier Uhr des Abends bis gegen acht Uhr des Morgens, denn nur durch diese Vorsicht war es möglich, den Räubern, welche diese Gegend unsicher machen, zu entchlüpfen; doch kamen wir einmal ihren Schlupfwinkeln so nahe, daß die Hunde uns anbellten. Kaum waren wir dieser Gefahr entgangen, als ein Vogel zur Linken zu singen anfing, worüber unsere Führer, da dies bei den Habessinern als eine sehr schlimme Vorbedeutung gilt, in so große Angst gerieten, daß ich sie nur durch die Behauptung, ich habe auch einen Vogel zur Rechten singen hören, beruhigen konnte. Diese List war mir schon einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit gelungen, dieses Mal sollte aber der Vogel zur Linken Recht behalten, denn bald darauf stießen wir auf einen Haufen Räuber. Da jedoch zum Glück auch mehrere Bewohner eines benachbarten Dorfes dazu kamen, so schlossen wir mit Hilfe der Letzteren einen Vergleich mit den Banditen, welche uns, nachdem wir ihnen einen Teil unserer Habseligkeiten überlassen hatten, weiter ziehen ließen. Einige Stunden später trafen wir mit unsern von einer Wache des Baharnagash geleiteten Ordensgenossen zusammen und schon am folgenden Tage erreichten wir einen Fluß, wo 80 mit Feuergewehren bewaffnete Türken uns bereits erwarteten, welche uns, nachdem sie uns einige Ruhe gegönnt hatten, Kamele besteigen ließen, um uns nach Massuah zu bringen. Der Befehlshaber dieser Türken, welcher Mitleid mit uns zu haben schien, behandelte uns sehr freundlich; wir tranken auch von dem Kaffee, den er uns anbot, konnten aber diesem uns nur dem Namen nach bekannten Getränke keinen Geschmack abgewinnen. Am nächsten Tage gelangten wir nach Massuah, aber in einem so jammervollen Zustande, daß die Kinder auf der Straße uns verhöhnten und Lust zu haben schienen, mit Steinen nach uns zu werfen.

Massuah hatte keine anderen Befestigungen, als ein kleines Fort, welches dicht an dem die Insel von dem Festlande trennenden schmalen Kanale liegt und mit einigen Geschützen versehen ist, um die Brunnen, welche den Bewohnern der Insel und der Besatzung das Wasser liefern, zu schützen. Man hat hier sehr schöne Gärten angelegt, in denen die herrlichsten Früchte gedeihen, auch habe ich nirgends so gute Wassermelonen gegessen, als zu Massuah. Wir wurden unmittelbar nach unserer Ankunft dem von dem Pascha von Sualem abhängigen Befehlshaber der Insel vorgestellt, denn die Habessinier hatten den Türken angedeutet, daß wir

viel Gold aus ihrem Lande mit uns fortschleppten. Man durchsuchte uns deshalb sorgfältig, fand aber nur zwei Kelche und einige Reliquienkästchen von so geringem Werte, daß wir dieselben für sechs Zechinen wieder einlösten. Da ich sogleich bei der ersten Frage, was ich besitze, meinen Kelch ablieferte, so wurde ich nicht weiter durchsucht; man gab uns jedoch zu verstehen, daß man ganz andere Schätze bei uns zu finden gehofft habe und wir müssen sie entweder sehr gut zu verbergen wissen oder die Habessinier müßten große Lügner sein. Nach diesem Verhöre brachte man uns in eine Art Gefängnis, ohne uns jedoch im allgemeinen weiter zu belästigen, und nur ich allein ward durch einen Zufall in einen sehr schlimmen Handel verwickelt. Man hatte mir nämlich bei meiner Ankunft zu Massuah meinen Diener geraubt, um ihn an die Araber als Sklave zu verkaufen; da er jedoch Gelegenheit fand, mich von der Gefahr, worin er schwebte, zu benachrichtigen, so forderte ich ihn zurück, ohne zu ahnen, welchen Verdrießlichkeiten ich mich dadurch aussetzte. Der Befehlshaber ließ mir sogleich auf meine Beschwerde antworten, daß ich meinen Diener gegen ein Lösegeld von 60 Piafter zurückbekommen könne. Als ich ihm aber darauf bemerkte, daß ich über keinen Maravedi zu verfügen habe, ward mir der Bescheid, daß entweder in einer halben Stunde die verlangte Summe in seinen Händen sein müsse oder ich mich bereit halten solle, hundert Stockschläge in Empfang zu nehmen. Da ich wußte, daß die Türken in solchen Dingen Wort zu halten pflegen, so würde ich dieser Mißhandlung nicht entgangen sein, wenn nicht einige barmherzige Leute sich entschlossen hätten, mir 60 Piafter vorzuschießen. Man brachte uns, ehe wir vorsichtiger wurden, noch öfter in ähnliche Verlegenheiten, die uns allmählich die Summe von 600 Piafter kosteten, wobei wir uns noch verpflichten mußten, diese Erpressung dem Pascha von Suakem, wohin wir gebracht werden sollten, zu verschweigen.

Der Mensch scheint wie ein Diamant erst dadurch Wert und Glanz vor Gott zu bekommen, wenn er geschliffen wird durch herbe Leiden und Prüfungen.

Heute kam mir die Mahnung, ich solle bei jedem Tadelgedanken gegen andere denselben alsbald gegen mich umkehren und überlegen, was ich Verwandtes an mir selbst zu rügen habe.

Wer seiner selbst vergißt, um allein an Gottes Willen zu denken, der hat ein Auge über sich, das seiner nie vergißt und stets für ihn wacht.



Mißverständnis.

Von Br. Otto.

Mißverständnisse gibt es überall. — Das klassische Land des Mißverständnisses ist das heutige Südafrika. Hier stoßen sich Menschen mit ganz verschiedenen Sprachen. Zeit zum Lernen gibt es keine — es muß gleich gesprochen werden. Mit einer Verkehrssprache ist man bald fertig.

Der englischen Hausfrau ist der Küchenjunge unentbehrlich. Der Küchenjunge ist ein niedrig bezahlter Kaffernbub, den seine Eltern in die Stadt geschickt haben, um etwa so zehn Schillinge zu verdienen. Dieser „Boy“ tut ungefähr, was die „Missis“ sagt. Er macht Feuer an, kehrt das Haus, trägt die Speisen auf den Tisch, wäscht das Geschirr.

Die Missis und der Boy sprechen miteinander eine eigene Sprache: das Küchenkaffrisch. Es ist nicht englisch und ist nicht kaffrisch. Küchenkaffrisch ist eine analytische Sprache, und es ist tüchtig mit dem alten grammatischen Gerümpel aufgeräumt. Die Situationen des Tages bilden den Ausgangspunkt und erfordern gewöhnlich nur wenig Worte; der Rayon des Selbstverständnisses ist groß, oft zu groß, und im letzten Falle wurzelt das Mißverständnis.

So ging es auch einmal Jim. Früher führte er das Leitseil bei einem Ochsenwagen und kannte die Wagenschmiere „itiye“ ganz gut. Später nahm er Küchendienst in Durban. Eines Tages befahl ihm die Hausfrau: „Jim, gib itiye (aber diesmal war Tee, englisch „thi“ gesprochen und so einfach ins Küchenkaffrische übersezt, gemeint) in den Topf und gieße nachher heißes Wasser zu.“ Jim hatte alles gut verstanden. Er ging zum Wagenschuppen, wo er wußte, daß sich die Wagenschmiere finden werde und tat dann alles Übrige nach Instruktion. Die Hausfrau nahm den Topf und begann zu servieren. Auf einmal: „Jim, komm her! Was hast du gemacht?“ „Ich tat, wie geheißен!“

In einem andern Falle ging's aber doch blutiger her. Die Buschmänner, ein richtiger, alter zentralasiatischer Jägerstamm, haben die Konsonanten reicher ausgebildet, indem sie, statt die Luft auszustößen, dieselbe einwärts ziehen; so gibt es bei gleicher Zungenlage für ein *t* oder *k* einen „Klick“. Diese Konsonanten wurden aber bedeutsam ausgenützt. So hat man z. B. ama Kanda (die Köpfe) und mit Gaumentlicks amnaanda (die Eier).

Diese Klicks bringen erwachsene Europäer schlecht zuwege; statt „a“ zu klicken, setzen sie einfach ein „k“. Gewöhnlich versteht man den Sinn aus dem Ganzen; aber nicht immer wie in folgendem Falle zu sehen ist.

Eine Dame befahl auch einmal ihrem Boy, Hühnereier zu holen und klickte den Gaumentlaut nicht, folglich hörte dieser den Befehl Hühnerköpfe zu holen — und er soll auch wirklich „Hühnerköpfe“ gebracht haben.

Leider sind diese sprachlichen Mißverständnisse nicht die einzigen, welche zwischen Weiß und Schwarz herrschen!



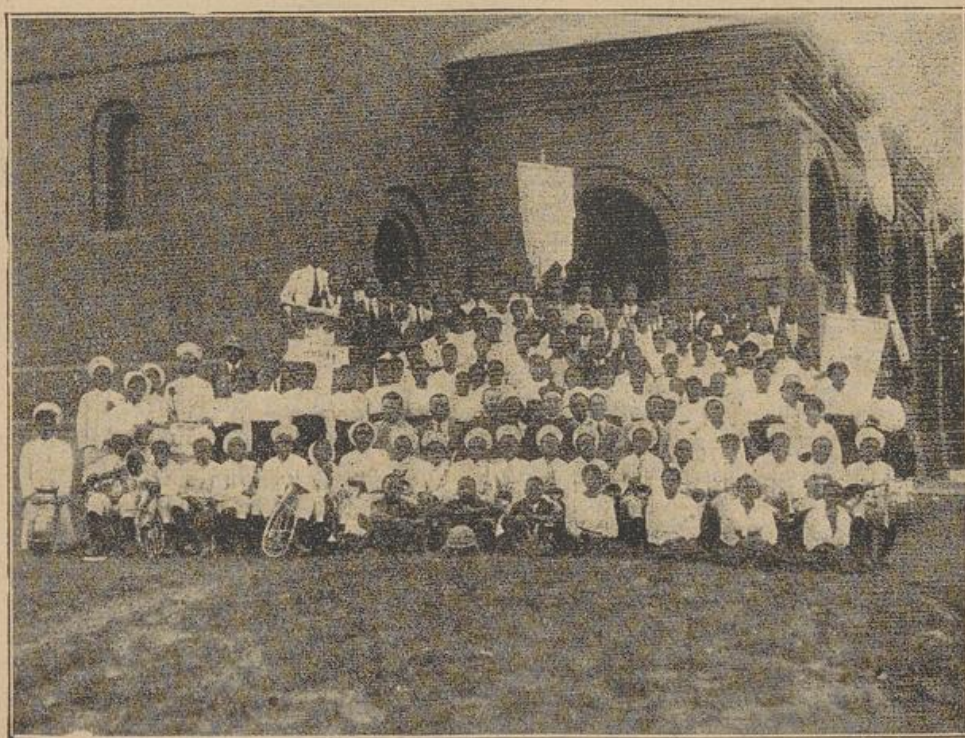


Unsere Weihnachtskrippe.

Von Fr. Raphael Böhmer.

Weihnachten! Welch süße Erinnerung aus goldener Kindheit ruft es nicht wach, welch wonnig Gefühl weckt es nicht in jedem zartbesaiteten Menschenherzen! Ja, es ist von ganz eigenem Liebreiz, das heilige Weihnachtsfest. Was es mir in der abwechslungsreichen Kette kirchlicher Festtage zu dem willkommensten macht, ist vorzüglich das hehre Festgeheimnis: Gottes eingeborener Sohn ist vom Himmel herabgestiegen, Mensch geworden und uns nahe. „Puer natus est nobis“, singt unsere heilige Kirche in freudigem Jubel, „puer natus est nobis et filius datus est nobis, cujus imperium super humerum eius“. Hungerissen und in übersprudelnder Freude fordert sie die ganze Schöpfung auf, Stimme anzunehmen und unserm Gott zu lobsingen: „Jubilate Deo omnis terra“. Doch auch andere Umstände lassen mich Weihnachten ganz besonders lieb gewinnen. So die Volksgebräuche, die sich an dieses Fest knüpfen und eine Fülle reinsten Glückes und kindlicher Freude in ihrem Schoß bergen.

Würziger Tannenduft empfängt am Weihnachtsmorgen die Familie in der Wohnstube. In einer Fülle von Licht erstrahlt der Christbaum, übersät von glitzerndem Sternengold und allerlei Süßigkeiten. Da leben jung und alt wieder auf und erfreuen sich all der Herrlichkeit und schimmernden



Reichenauer Musikkapelle und Sängerkhor

Pracht. Jedes Familienmitglied wird mit Geschenken, die ihm das holde Christkindlein beschert, freudig überrascht. Worte der Liebe und des Dankes werden ausgetauscht und Freudenränen sind da oft Zeugen innerster Ergriffenheit. Das sind Stunden reinsten Familienglückes und jubelnde Festesfreude verweicht jede kleinliche Sorge und Beschwerde des Alltags.

Doch diese und ähnliche Gebräuche sind wohl heidnischen Ursprungs, denen die ersten Glaubensboten ein christliches Gepräge zu geben verstanden. Eine der schönsten, echt christlichen Gepflogenheiten aber ist es, zu Weihnachten in den Gotteshäusern Krippen erstehen zu lassen, die uns ein Bethlehem im Kleinen vor Augen führen. Dieses Bild von der Krippe im halbverfallenen Stalle mit dem wunderbaren, göttlichen Kinde und der reinen, jungfräulichen Gottesmutter möchte ich hier entrollen.

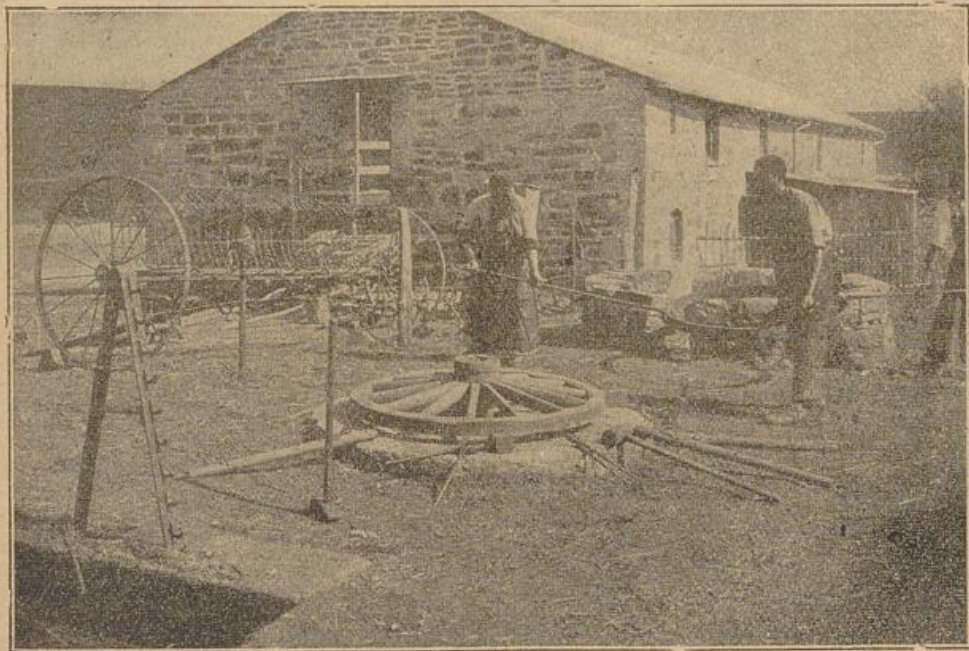
Wie gewöhnlich, so sollte auch in diesem Jahre in dem bescheidenen Heiligtum unseres Noviziates ein Kripplein erstehen. War das ein eifriges Hasten und Treiben, am hl. Abend ein Tuscheln und Heimlichtun. Verstaubte Schränke wurden ihres Inhaltes beraubt, und selbst was die spärliche Natur bot, mußte herhalten, um des Herrn Kripplein möglichst anziehend zu gestalten. Ja, unser lieber Frater Sakristan und sein rühriger Gehilfe gingen mit viel Liebe und Verständnis an ihre ehrenvolle Aufgabe. O, wie hat sie mich gerührt und in tiefster Seele ergriffen, als ich sie in jener weihervollen Mitternacht erblickte, die so überaus liebliche Szene von Bethlehem, im Strahlenglanze vieler Kerlein. Auf dem linken Seitenaltar, wo sonst das liebe Bild des Weltheilandes auf die frommen Väter herabschaut, erhebt sich das bethlehemitische Schauspiel. In einem Kranze tiefgrüner Föhrenstämmchen ist eine verwitterte Felsenhöhle. Das Strohdach gibt der grottenähnlichen Behausung einen Anstrich von Wohnlichkeit. Nur der kritische Beschauer wird gewahren, daß auch beim Bau dieses schlichten Krippleins klösterliche Armut mitgewirkt; die scheinbaren Felsen sind nur eine glückliche Nachahmung aus Papier. Bescheidenes Moos überwuchert allenthalben die wildzerklüftete Felsengrotte und belebt das kahle, graue Gestein. Grasflächen im sattesten Grün bilden den Vordergrund der Höhle. Schneieige Schäflein, teils friedlich grasend, teils sich der Ruhe hingebend, beleben sie. Zwei aus entgegengesetzter Seite kommende Pfade schlängeln sich durch die grünen Matten und heben sich in ihrem silberigen Weiß wohltuend ab vom kräftigen Grün. Ein niedlicher Steg im Vordergrund auf der linken Seite geleitet den Wanderer über ein ausgetrocknetes Bächlein. Eifertig ziehen fromme Hirten ihres Weges, ihre Blicke richten sich dem heißersehnten Ziele zu. Unansehnliche, ärmliche Leute sind es, die der Herr durch Engelsmund zur Krippe rief, um dort ihm, dem König der Könige, als Hofstaat zu dienen. Ihre recht dürftige Kleidung zeugt von bitterer Armut. Hochgegerbte Schaffelle bedecken teilweise ihre Blöße. Bärtlich hat einer der Hirten ein Lämmlein über die Schulter gelegt. Vielleicht wollte er das schwache Tierlein nicht sich selbst überlassen. In nächster Nähe des Höhleneinganges gewahrt man einige Hirten, die, entzückt vom Anblick des lieblichen Knäbleins, lustig ihre Flöten blasen. So erfüllte dereinst fröhliche Schalmel die einsame Grotte von Bethlehem.

Das Lieblichste der Bilder, das je die fluchbedeckte Erde geschaut, bietet sich dem sinnigen Beschauer in der Höhlenmitte. In weiße Linen gehüllt, liegt als holdes, zartes Knäblein der Sohn Gottes, die Sehnsucht der Völker, der Welterlöser, in der Krippe. In der Tat, ein Futtertröglein nimmt den auf, in dessen Hand das ganze Weltall ruht und den die Himmel der Himmel nicht zu fassen vermögen. Die Augenlider des kleinen, überaus lieblichen Wesens sind geschlossen. Goldige Wöckchen umrahmen das zartrosenfarbige Gesichtlein. Fürwahr, das schönste der Menschenkinder ist dieses zarte Knäblein! Doch auch die andern Personen reihen sich dem Gottesehne würdig, wenn auch nicht ebenbürtig, an. Da kniet zur Rechten des göttlichen Kindes, demütig mit unsagbarer Wonne, die glücklichste der Mütter, in jungfräulicher Anmut, zur Linken freudetrunkener St. Josef, der keusche Pflegevater. Fromme, gottbegnadete Hirten versenken sich verückt in die himmlische Schönheit jenes Antlitzes, in das die Engel zu schauen gelüftet. Das jubelnde „Gloria in Excelsis Deo“ der Engelschaar auf Bethlehems Flur hat in den Herzen dieser in Anbetung versunkenen Zuschauer einen mächtigen Widerhall gefunden. Süßer Gottesfriede ruht auf den Gesichtern aller. Er strahlt aus von dem lieblichen Kindelein, das den Duft seines himmlischen Friedens allen mitteilt, die wahrhaft guten Willens sind. Jetzt noch darf es sich dem Schlummer hingeben, betreut von der zärtlich liebenden Mutter und dem glücklichen Nähr-

vater, umschwebt von unsichtbaren Himmelschören, erwärmt von dem Hauche der Dämonen und Helein.

Aber, welch wehmütiger Gedanke, das unschuldsvolle Knäblein schlummert entgegen jener Kette von Leiden und Verfolgungen, dessen erstes Glied beschwerliche Flucht vor ruchloser Mörderhand war und die ihren Abschluß fand in jener unbegreiflichen Liebestat auf Kalvaria. Bald kommt die Zeit, da es in demüthvoller Herablassung zu uns neue, ungezählte Guttaten vollbringt, um dann endlich allen die Krone aufzusetzen in jener wahrhaft göttlichen Liebestat im Abendmahlsaal zu Jerusalem. Führwahr, unermeßlich sind die Großtaten der Liebe Gottes.

Sollte hier unerwähnt bleiben, was der Krippenfeier in mitternächtiger Stunde seine eigentliche Bedeutung und Vollendung gab, die mit den Augen des Glaubens geschaute Wiedergeburt Christi auf weißem Altarsteinen! Tief, überaus tief war die Herablassung Gottes in der Menschwerdung. Aber, was ist sie in Vergleich jener in geweihter Priester Hände, bei der hl. Wandlung! Dort wählt der Heiland nicht die liebliche Gestalt eines Kindes, sondern die ganz unscheinbare der kleinen, weißen Hostie zum Schleier seiner göttlichen Majestät. In der hl. Eucharistie weilt er unter uns bis zu m Ende der



Vor der Schmiede

Zeiten. Dort trägt der Heiland Rechnung der verzehrenden Sehnsucht der Menschenseele nach Gott, dort lädt er uns ein zum göttlichen Liebesmahl und stillt den Gotteshunger des gequälten Menschenherzens mit seinem hl. Fleisch und Blut. Wahrhaftig, Gottes Allmacht ist groß, unendlich groß, seine Liebe aber nicht weniger. Die Krippe im kalten Stall, das Kreuz auf Golgatha, der goldene Schrein vom roten Lichtlein umflossen, sie führen eine hereditäre Sprache für jedes menschlich fühlende Herz. Und doch, wieviele Menschenseele stehen dem göttlichen Heiland noch fern, theils aus Unwissenheit, theils aus Bosheit.

Der große Völkerapostel sagt in der Festepistel von Weihnachten: „*Apparuit gratia Dei Salvatoris nostri omnibus*“ Allen Menschen hat sich ja die Gnade Gottes, unseres göttlichen Heilandes, geoffenbart. Auch für die noch in der Nacht des Heidentums sich befindlichen Völker ist der Heiland in die Welt gekommen. Und ihm viele, recht viele seiner kleinen, armen Brüder im fernen Heidenland zuzuführen, das soll unsere höchste Lebensaufgabe, unser bester Dank für die unschätzbare Gnade des wahren Glaubens, des Berufes, und alle Beweise der Liebe Gottes sein.



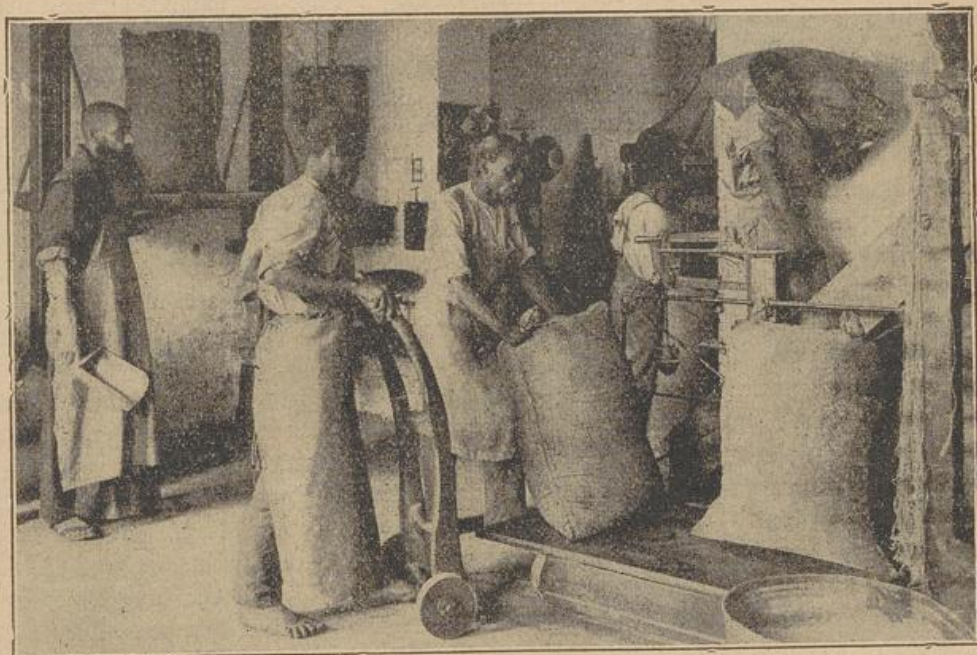
Mission und Missionserfolge.

Von P. Ignatius Arnoz R. M. M.

Man bewertet für gewöhnlich eine Mission nach ihren Missionserfolgen, die sie aufzuweisen hat. Allein das ist der richtige Standpunkt nicht. Wieviele Missionsgebiete mag es geben, wo die Glaubensboten sich zu Tode arbeiten, und ihr Erfolg? Fast null und nichtig. Das Arbeiten scheitert an ungünstigen Bedingungen und Umständen. Meine eigene Praxis in der Weltseelsorge draußen in der Heimat hat mich dieses vielfach gelehrt. Ja, zuweilen geschieht es, daß sonst sehr fruchtbare Missionsgebiete auf einmal nichts mehr oder nicht viel tragen. Schuld daran ist nicht immer die Arbeit, oder sagen wir die vermeintlich nicht energisch genug betriebene Missionstätigkeit. Nein, auch da habe ich Erfahrung, wie irgend ein Zwischenfall, ob mit oder ohne Schuld verursacht, auf Jahre, Jahrzehnte und sogar länger hinans allen Hochbetrieb von Arbeit statistisch fruchtlos machen kann. Doch wozu erst eine lange Einleitung? Als ich gegen Ende Mai des Jahres 1922 von einer dreiwöchentlichen, sehr lehrreichen Reise durch viele unserer Missionsstationen nach Mariannhill zurückgekehrt war, fiel mir zufällig eine amerikanische Zeitung in die Hände, die einen Artikel brachte über unsere Mission unter der bedeutsamen Aufschrift: „Erstaunliche Erfolge (astouishing success) einer deutschen Mission in Südafrika“. Wie berechtigt diese Ueberschrift ist, das lehrte mich eben meine Reise. Bei derselben ist mir besonders eines zum Bewußtsein gekommen, nämlich die Schwierigkeit der Missionierung im Kaffernlande Südafrikas. Um so mehr haben wir allen Grund, Gott für die Erfolge zu danken, die er trotz all der Schwierigkeiten uns geschenkt hat. Ich will aber hier nicht von Erfolgen reden, sondern nur von Schwierigkeiten, an denen unser Missionsgebiet zu leiden hat. Die Erfolge zu taxieren das ist Gottes Sache und Sache jener, die vorurteilsfrei das Erreichte zu würdigen verstehen.

Was für Schwierigkeiten also haben wir hier zu überwinden oder welche Hindernisse treten uns beim Missionieren in den Weg? Wenn ich einerseits unser Gebiet ins Auge fasse, seine Ausdehnung, seine geologische, klimatische Beschaffenheit und andererseits an unsere Leute denke (ich spreche hier von unseren männlichen Missionaren hauptsächlich), so liegt die allererste und größte Schwierigkeit schon klar auf der Hand: der Personenmangel. Ich schalte hier auch vollständig unsere Mission in Süd-Rhodesia aus, die zurzeit nur einen Priester auf unseren drei Hauptstationen hat; ich selbst werde in den nächsten Tagen der zweite in Triashill sein, das als größte Station der ganzen Apostolischen Rhodesia-Präfectur gilt, so stand es geschrieben in der Zeitschrift der Jesuiten, von denen die dortige Präfectur geleitet wird. Ich spreche also nur von Natal und der Kapprovinz. Das ist nun das Bitterste: eine so reiche Ausfaat getan zu haben und so wenige Leute zu besitzen, die nun ernten könnten. Die Ausfaat ist auch wirklich groß, wenn man bedenkt, daß in knapp 40 Jahren 31 große, weitausgedehnte Zentralstationen mit zum Teil geräumigen, (aber unterdessen schon wieder zu klein gewordenen) schönen Kirchen entstanden sind, mit denen sogar, um auch das einmal zu erwähnen, die Regierung und die Eisenbahnverwaltung rechnet. Die so blühenden Hauptniederlassungen sind umgeben von einem großen Kranze von Außenstationen, die nur zeitweise besucht und seelsorglich betreut werden können. Wenn man das nun sieht und den Betrieb auf den Stationen betrachtet und von der Arbeit hört, die da und dort zu leisten ist, dann erfüllt es einen mit ganz sonderbaren Gedanken. So hörte ich z. B. einmal, daß das Missionsgebiet einer Station, wo ich auch gewesen war, eine Fläche von 2500 Quadratkilometer einnimmt. Und wer hat's zu besorgen? Nur ein Pater, ein einziger nur! Das ist ein Beispiel aus vielen. Von einem anderen Pater hörte ich, daß er eine Art Excurrendo- oder ambulante Seelsorge zu versehen hat. Das Gebiet, das es dabei zu durchwandern gibt, ist ungefähr so groß als die jetzige Tschechoslowakei! Daß da die Christen ihren Priester höchstens nur ein-

mal, oder, wenn es gut geht, zweimal im Jahre zu sehen bekommen, das leuchtet einem jeden auch bei nur oberflächlichem Nachdenken ein, besonders, wenn man bedenkt, daß die Reisebequemlichkeiten, Bahn, Wagen, Fahrrad, Wege usw. eben afrikanisch und nicht europäisch sind, wenn man sie überhaupt hat oder benützen kann. Hätte man für solche Posten einen zweiten, dritten, vierten Missionar, o, was könnte da geleistet werden! Verteilen wir aber unsere etwa 60 Patres auf all die Hauptstationen in Afrika, dazu noch auf unsere notwendigen Nachwuchs- und Sammelhäuser in Europa und Amerika, was für ein Ziffernsatz kommt da heraus? Hätten wir Priester, wir hätten die Seelen der Eingebornen und Gott hätte die Ehre, die ihm gebührt. So müssen wir zusehen, ohne dagegen aufkommen zu können, wie die Schwarzen den ungemein zahlreichen Sekten der Protestanten in die Hände fallen, die über eine große Menge bezahlter Leute verfügen. Ich hörte z. B. von einem Orte, wo unter 700 Leuten 14 Konfessionen vertreten sein sollen. Wie kann nun einer mit 30 Außenstationen seiner Seelsorgspflicht Genüge leisten, ohne sich beizeiten aufzureiben? Und wieviele unter den 60 sind alt und krank und schwach und nicht mehr leistungsfähig, wie ich's schon einmal bei einer anderen Gelegenheit



In der Mühle

erwähnte. Wenn nicht Hilfe kommt, baldige Hilfe durch opferbereite Berufe, die sich unserer hl. Sache, nein, Gottes hl. Sache, der Rettung der Heidenjelen, widmen, ist weiterhin ein erspriechliches Arbeiten nicht möglich. Doch hoffen wir zuversichtlich, daß die Würdigung unserer Missionsarbeiten von seiten Roms durch Ernennung eines eigenen Apostolischen Vikars und ersten Bischofs aus unseren Reihen in der Person unseres Hochw. P. Generalsuperiors nicht lange ohne Einfluß auf die Besetzung der leer gewordenen oder überhaupt noch nicht besetzten Missionsposten bleiben wird, wie es ja schon die jegige allmähliche Hebung zum Besseren beweist. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe des Personenmangels zu erörtern, es liegt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes und es möchte mich dieses zu weit führen. Sicher ist, daß viele sich durch die frühere, gefürchtete Trappistenregel, die gegen die jegige unvergleichlich streng war, einschüchtern ließen; daß andere durch die Ungunst der Kriegszeit zurückgehalten wurden, daß manche wieder Afrikas vermutliche Wildnis fürchteten, die in der Tat nichts weniger als das ist; daß etliche dann aus persönlichen Gründen ihrem Berufe untreu wurden, daß auch nicht wenige die ihnen dargebotene Gnade verscherzten, verloren, von sich wiesen, sie sind sicherlich nicht glücklich geworden. Kurz vor meinem Abgange aus Europa wurde mir von einem Pfarrherrn erzählt, der nichts hören

kann von Missionen, ohne in Tränen auszubrechen. Er wollte oder sollte einmal selber gehen und — ging nicht! Doch genug davon, die Tatsache allein ist betäubend genug, daß Personenmangel wohl unsere Hauptschwierigkeit ist, der jede andere Schwierigkeit, jede ohne Ausnahme, nachsteht. So auch die örtlichen Schwierigkeiten. In einer Zeitschrift las ich jüngst, daß in einer Diasporagemeinde Deutschlands, 4600 Quadratkilometer groß (also etwa doppelt so groß als die früher erwähnte), die drei Seelsorger in einem Jahre zu Fuß, per Rad, Wagen und Bahn 36169 km zurückgelegt haben. Wieviel legt hier in der Mission der einzige Pater, der alles zu versorgen hat, zurück und wie dazu?! Man macht sich daheim in Europa gar keinen Begriff davon, wie schwer und weit hierzulande die Wege sind. Vor Jahren war es insofern leichter, als die ganzen Gebiete frei dalagen, man konnte reiten und fahren, wo es einem beliebte. Jetzt, wo so viele Farmer sich in der Umgebung der Missionen niedergelassen haben (leider nur in den seltensten Fällen zum Nutzen der Schwarzen und der Missionierung selbst), versperren lästige Drahtzäunungen den oft kürzeren Weg und gebieten, auf Umwegen zum Ziel zu kommen. Oft geht's über weg- und steglose Bäche, ja Flüsse, die in wenigen Stunden so anschwellen können, daß man nur mit Lebensgefahr hinüber kann, wenn man nicht vorzieht, zu warten, bis einmal das Wasser plötzlich wieder fällt. Ich fuhr auf meiner Reise über manche Wasser, die traurige Erinnerungen wachriefen. Einmal sah ich, wie Eingeborene über einen etwas angeschwellenen Fluß herüberkrabbelten. Geht das mühsam und gefährlich! Und so muß man, ob man will oder nicht, hinüber mit Pferd und Wagen, Auto oder Rad usw. Einmal hatte einer unserer Patres einen längeren Ausritt über den Fluß, der ihn von seiner Station trennt. Als er zurückkam, sah er wilde Wogen, ein Hinüber war undenkbar. Er mußte fünf Tage warten und sich von erbetteltem Brote und ein paar Früchten nähren! Zu den örtlichen Schwierigkeiten gehört unstreitig die Bodenbeschaffenheit des Landes. Das ganze Land ist furchtbar zerklüftet und durchfurcht, ein ständiges Abwechseln von Berg und Tal und Böchern. Und solche Wege, vielfach nur armselige Kaffernpfade, ermüden Roß und Reiter, besonders, wenn beide schon bei Jahren sind. Zu den örtlichen Schwierigkeiten ferner — ich kann ja nur Andeutungen machen, sonst müßte ich ein Buch darüber schreiben — ist die Eigenart der Zulus (Kaffern) zu rechnen bezüglich ihrer Kraalsanlagen. Im Basutoland ist das, wie auch bei den Tembus schon um einen Gedanken besser; da findet man Dorfanlagen, viele Kraale beisammen, wenigstens vielfach. Aber die Zulus lieben, jeder für sich zu bauen, so zwar, daß z. B. die eine Hütte auf einem Bergabhange oben liegt; um zu ihr zu gelangen, hat man hart zu krazeln, ob zu Fuß oder zu Pferd; ist man dort und will man zum nächsten Kraal, geht man längs des Abhanges hin, ein hübsches Stück weiter. Will man zu einem dritten Kraal, hat man vielleicht tief ins Tal zu steigen und eventuell über einen gefährlichen Fluß zu setzen; und ist man unten angelangt, dann bitte, nur weiter hinauf, denn der Kraal gukt von oben herunter. Und so geht es landauf, landab. Nicht wahr, ein schönes Reisevergnügen! Ich sprach dabei kein Wort von Gefährlichkeiten des Weges bei Regen, bei der Hitze, durch Gestein mit Schlangen (hat man doch erst im Januar in Rhodesia eine zwölf Fuß lange Kobra auf der Station Monte Casino erlegt!), durch meterhohes Gras usw. Daß solche Touren nicht nur furchtbar anstrengen, und zuweilen gefährlich, sondern auch ungemein zeitraubend sind, sieht jedermann ein, ebenso aber auch, daß solche weite Wege die Missionstätigkeit, das Gehen des Paters zu den Leuten und das Kommen derselben zu ihm sehr, sehr erschweren. Hätte man also Leute, Missionare meine ich, genug, so wäre damit schon viel gewonnen; denn geteilte Arbeit ist halbe Arbeit. Ein anderer, sehr erschwerender Faktor ist die Antipathie der Schwarzen gegen die Weißen oder, besser gesagt, der verderbliche Einfluß der Weißen auf die Schwarzen, aus dem sich dann notwendig die Antipathie ergibt. Denn auch der Neger ist ein denkender und fühlender Mensch der wohl zu unterscheiden weiß, wo man ihm mit Liebe begegnet und wo man ihn ausnützt zur Füllung des eigenen Beutels u. dgl. Da erzählte mir vor einiger Zeit eine Schwester, wie ein Schwarzer ihr direkt sagte, als die Rede auf die Europeans (Europäer) kam: „Ach, höre mir mit den Europäern auf, wir lieben sie nicht, wir hassen sie.“ „Aber ich bin doch selbst eine Europäerin,“ meinte sie. „Ja Du,“ entgegnete er, „Du und die Missionare seid unfertwegen da, das ist was anderes!“ Hören wir nicht heraus, als hätte er noch hinzugefügt: „Und wir sind — der Europäer wegen da?!“ Das fühlt ein Zulufasser gut heraus und da hält es schwer, ihm die christlichen Begriffe über, nun a, sagen wir's:

„Feindesliebe“ heizubringen und die heidnischen Ideen ihm zu nehmen. Und erst, wenn man den sittlichen Einfluß der Weißen auf die Neger bedenkt! Solange der Kaffer Heimarbeiter ist, ist er gut; kommt er aber in die Stadt, verkonnt er dort zumeist; ob Mann, ob Weib, sie saugen Europäergift ein und das wirkt. Stellt man sie z. B. irgend eines Vergehens wegen zur Rede, hört man nicht selten als Ausflucht: „Die Europeans machen's ja auch!“ Eine billige, fürwahr, aber nur zu begründete Entschuldigung! Das ist ein schwerer Faktor! Sogar bei Schulinspektionen kann man schon die Unliebe der Kinder merken: sie lassen sogar manchmal den Inspektor „hereinfallen“. Ich war einmal zugegen, als ein solcher im Freien eine Lesestunde gab, vielmehr dem angehenden Lehramtskandidaten erklärte, wie man lesen lehren soll. Nachher kam es zur Debatte, die er selber wünschte. Statt zur Sache zu sprechen, stellte gleich ein Bub den Inspektor zur Rede, warum er denn ein Mädchen habe in der Sonne sitzen lassen, statt im Schatten. „Oh, I am sorry“, „oh, es tut mir leid, ich habe es nicht — gemerkt,“ mußte er zur Antwort geben. Vor anderen Inspektionen, die auf den eben angegebenen Punkt hindeuten, will ich nun schweigen, ich würde nicht fertig werden; ich hörte unlängst erst einen Vortrag darüber. Die Tatsache erwähnt zu haben, genügt. Der jüngste Johannesburger Revolutionsputsch gab vielen auch im Union-Parlament viel zu denken. Hätte man nun viele Priester, die unter das Volk können und durch direkte Fühlungnahme es beeinflussen, stände vieles, vieles besser. Ja, wenn wir solche hätten und wenn — das Wenn nicht wäre!! Erst heuer an Ostern kamen auf einer Station die Christen zwölf Wegstunden weit her, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Das sind Opfer. Doch viele Schwarze gibt es, die keinen so „bequemen“ Kirchweg haben. Eine größere Anzahl von Priestern könnte es allen erleichtern. So hängt also doch schließlich alles von den Missionaren ab, davon nämlich, ob sie da sind oder nicht und besonders, wieviele. Es werden vielleicht manche dieser hier kurz angedeuteten Schwierigkeiten denen anderer Länder oder Missionsgebiete ähnlich oder gleich scheinen; doch vergesse man trotzdem nicht, daß jedes Land und Volk seine Eigentümlichkeit hat, die besonders stark in die Waagschale fällt und darum auch diesen und vielen anderen hier noch nicht einmal angeführten Schwierigkeiten ein oder ihr eigenes Gepräge gibt.

Warum ich diese Zeilen schrieb? Ich habe es eingangs angedeutet, um zu zeigen, daß der Erfolg auch in den Missionen nicht immer Hand in Hand geht mit der Anstrengung, die angewendet wird; denn wenig Personal kann auch nur wenig Menschenmögliches erstreben und erreichen. Die Arbeit leisten Menschen, das andere, ich meine Erfolg, gibt Gott! Und den hat der liebe Gott gegeben bis heute! Er läßt sich beinahe mit Händen greifen und wer nicht blind ist, muß ihn sehen. Allein wir dürfen nicht ganz blind vertrauen auf den lieben Gott. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott, heißt es ganz mit Recht. In unserem Falle heißt das aber: suche Arbeiter, daß Gott deine Arbeit noch viel mehr kröne durch Erfolge! Und das ist nun der zweite Grund, warum ich mich ans Schreiben machte. Es scheint, als wollt ich schrecken durch die Schilderung des Schweren, das die Missionen früher boten, jetzt noch bieten und noch in der Zukunft uns nicht vorenthalten werden. Doch nein, wer sich durch das hier Geschriebene erschreckt fühlt, der ist untauglich von vornherein für den Missionsdienst. Edle Seelen sporn die Schwierigkeit gerade an, um Gott sich selbst anzubieten, sich ganz und gar ihm hinzugeben für das Missionswerk. Solche Seelen suche ich, nicht ich, die Missionsgesellschaft sucht sie, der ich angehöre. Vorgestern erreichte mich ein Brief, in dem es heißt: „Sollte es denn nicht möglich sein, sich eine gewisse Schwungkraft und Begeisterung zu bewahren, selbst beim Anblick all der Arbeit und Mühe und des so vielen Unangenehmen?“ So ist's recht gedacht; denn niemals waren all die Heiligen mehr begeistert für die Sache Gottes, als wenn es Schwierigkeiten über Schwierigkeiten gab — ein, vielleicht das einzig echte Zeichen wahrer Heiligkeit! Solche Seelen, solche Priester ganz besonders sucht der Herr für unser Natal hier in Afrika für uns! Wird er sie finden, diese Hunderte, die sofort hier ausgedehnte Arbeit finden können, wenn sie dem Rufe Gottes folgen? Wenn sich doch der Herr auch dieser armseligen Buchstaben bedienen wollte, um sich Arbeiter zu dingen für den großen Weinberg hier, den seine Rechte sich gepflanzt hat, den sie selbst befruchtet hat mit Menschenschweiß und Gottes Gnade.





Zur gefl. Beachtung!

Die Gebühr für ein Heidenkind beträgt der Entwertung des Geldes entsprechend bis auf weiteres M. 1000. — Kr. c. 50 fr. 25.—, die Gebühr für Aufnahme in den Mariannhiller Missions-Meßbund M. 50.— Kr. c. 2.— fr. 1.—

Ganz besonders dankbar ist die Mission für Beiträge als Antoniusbrot, Spende zum Studienfond zur Heranbildung von Missionspriestern, oder Missionsalmsen, welche der Obere da, wo es am nötigsten ist, verwenden kann.

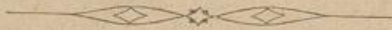


Mariannhiller Missionare.



Stand der Gesellschaft am 1. August 1922.

	Häuser	Patres	Fratres	Brüder	Kleriker- Novizen	Brüder- Novizen	Missions- zöglinge
Europa	8	9	21	55	10	17	200
Afrika	35	59	—	164	—	—	—
Gesamtzahl	43	68	21	219	10	17	200



Stand der Missionen in Afrika am 1. April 1922.

	<i>Ap. Vic. Mariann- hill</i> ***) †)	<i>Mission i. Ap. Vic. Natal</i>	<i>Mission i. d. Ap. Prf. Zambesi</i>	<i>Mission i. Ap. Vic. Ostkap</i>	<i>Gesamt- zahl</i>
Patres	52	3	2	2	59
Eingeb. Priest.	3	1	—	—	4
Brüder	150	8	4	2	164
Schweftern*)	294	24	13	6	337
Eingeb. Lehr.	58	5	41	3	107
„ Lehrerin.	97	14	5	7	123
Katechiften	72	14	—	—	86
Heiden	ca. 1,5 Mill.	?	?	?	ca. 2 Mill.
Eingeb. Kath.	36000	4400	4200	400	45000
Katechumen.	8000	900	1800	500	11200
Hauptstation.	28	3	3	1	35
Nebenstation.	198	60	39	14	311
Kirch. u. Kap.	91	10	7	7	115
Lehrer-Sem.	2	—	1	1	4
Schulen	113	15	39	9	176
Lehrer-Kand.	270	12	10	16	308
Katech.- „	37	5	—	1	43
Schüler:					
männlich	2158	405	1136	198	3897
weiblich	3347	495	1079	222	5143
Gesamtzahl	5505	900	2215	420	9040
Dav. Koffschüler					
männlich	895	90	134	6	1125
weiblich	983	105	150	10	1248
Infaffen des Weibertrost (Frauenheim)	142	10	—	—	152
Jofefshaus (Burschenh.)	45	3	—	—	48
Marienhaus (Mädchenh.)	286	20	7	—	313
Kinderbew.- Anstalt	119	8	27	—	154
Kranken- häuser	27	3	3	1	34
Apotheken	33	3	3	1	40
Taufen 1921:	{	Erwachsene 1468		Beichten 1920-21: 214150	
		Kinder 2344		Kommunion. 1920-21: 519118	
		Konversionen 368			

*) Genossenschaft der Missionsschweftern vom kostbaren Blut, gegründet 1885 von Abt Franz Pfanner.

***) Die vorliegende Statistik umfaßt nicht das ganze Vikariat Mariannhill, sondern nur die bisher von den Mariannhiller Missionaren verwalteten Stationen.

†) Davon befinden sich im Mutterhaus Mariannhill: 13 Patres, 76 Brüder, 90 Schwestern.

So Gott will!

Es kommt jetzt bald die Zeit wieder, da in den Missions-Seminarien die jungen Mannschaften nachrücken, um die Ausbildung für den hl. Missionsberuf zu erhalten. Nun liebe Leser, Ihr habt vielleicht ein Büblein zu Hause, das sittenrein und fromm ist und die nötigen Talente hat und das recht geeignet wäre, dereinst unserm Heiland ganz zu dienen. Wollt Ihr es nicht Gott zum Opfer bringen? Vielleicht hat es Euch schon öfter gebeten, daß Ihr es Missionar werden lasset. Denkt, daß es nichts Schöneres und nichts Trostreicherer geben kann als der Gedanke, dem Herrn einen Priester, einen Missionar geschenkt zu haben. Ich weiß, manche Eltern würden ja ganz gern ihr Kind dem Herrn schenken, aber eine schwere Sorge drückt sie und diese schwere Sorge haben sie vielleicht dem betreffenden Kinde schon gesagt: Kind, sieh, wir können dich nicht studieren lassen, wir haben zu wenig Mittel. Auch da sei gesagt: Der liebe Gott wird auch für die notwendigen Mittel sorgen, damit Arbeiter herangebildet werden können für das Reich Gottes. Wenn nur die Eltern wenigstens soviel leisten, als es in ihrer Macht steht, dann wird das Fehlende schon von anderer Seite aufgebracht.

Anmeldungen möge man richten an:

Missionsseminar Aloysianum, Lohr a. M., Unterfranken.

Spätberufe wollen sich wenden an:

Missionshaus St. Josef, Reimlingen (Schwaben).

Der Anmeldung möge man jeweils beifügen: Taufzeugnis, Firmzeugnis, pfarramtl. Sittenzeugnis, Schulzeugnis, ärztliches Zeugnis, Impfschein.



Zur gest. Beachtung!

Die Not der Presse wird immer größer! Von Monat zu Monat müssen die Bezugspreise erhöht werden, um einen Ausgleich zu schaffen zu den in's Fabelhafte gestiegenen Herstellungskosten. Zeitungen, die im Dezember einen Monats-Abonnementspreis von 650 M. hatten, mußten denselben im Januar auf 1150—1200 M. festsetzen, also wieder um beinahe 100 Prozent erhöhen. Eine einzelne 4—8seitige Zeitungszahl kostet heute 50 Mark. Darnach können unsere verehrl. Leser leicht ermessen, daß der jetzige Bezugspreis unseres nunmehr 32seitigen „Vergißmeinnicht“, das incl. Umschlag 36 Seiten stark ist, **bei weitem nicht ausreicht**, die ständig riesenhaft steigenden Herstellungskosten zu decken.

Die meisten Zeitschriften sind nun dazu übergegangen, dem redaktionellen Teil einen **Inseraten-Teil** anzugliedern, um dadurch einen Teil der Herstellungskosten, **die sich durch den Bezugspreis allein nicht mehr aufbringen lassen**, herauszubringen.

Auch wir haben uns entschlossen, für die Folge

:: Inserate im :: Vergißmeinnicht

aufzunehmen. Dieser Entschluß wurde uns erleichtert, weil die

hohe Auflage des „Vergißmeinnicht“

die Gewähr bietet, daß die im „Vergißmeinnicht“ erscheinenden Inserate **infolge der großen Verbreitung**, die sie **in allen Kreisen der deutschen Katholiken im In- und Ausland** finden, **auch den gewünschten Erfolg haben**.

Wir bitten unsere verehrl. Leser, von dieser Neueinrichtung güt. recht ausgedehnten Gebrauch zu machen und auch dadurch dazu beizutragen, daß unser „Vergißmeinnicht“ über diese schwere Zeit der Not glücklich hinwegkommt. Zur Aufnahme gelangen einwandfreie Geschäfts- u. Privat-Anzeigen, Stellengesuche, Stellenangebote usw. Auf Wunsch stehen wir mit vorheriger Preisberechnung gern zu Diensten.

Hochachtungsvoll!

**Mariannhiller Missionsdruckerei St. Josef
Reimlingen (Schwaben).**

Empfehlenswerte Bücher.

„Lebendig begraben?“ Erinnerungen von P. Petrus Sinzig O. F. M., Rio de Janeiro. Uebersetzt v. Maria Kahle. Mit 11 Bildern. 8° (VIII u. 294 S.) Geb. G 8.50 G = Grundzahl, mal Schlüssel = Verlags-Markpreis; dazu Teuerungszuschlag*.)

Klostermauern durchbrochen. Je geheimnisvoller das durch strenge Abschließung verborgene Klosterleben sich abspielt, um so mehr wächst die Neugierde, einen Blick hinter die dicken Mauern zu tun und zu schauen, was da vorgeht. Da gibt nun in einer Neuerscheinung des Herder'schen Verlages einer, der es weiß und sagen will, die Antwort auf die als Buchtitel gewählte Frage „Lebendig begraben?“ Es mag da mit manchem Vorurteil aufgeräumt werden. Der Verfasser gehört jedenfalls nicht zu den Duckmäusern und Weltfremderträgern. Was er da von Jugend- und Klosterfreuden erzählt, zeugt von gesundem Humor und läßt den Leser herzlich und fröhlich auflachen. Es fehlt anderseits nicht an ergreifenden Schilderungen. Besonders dürfte das Familiengefühl und die Vaterlandsliebe der Ordensleute durch das Buch des deutschen Franziskaners, der in früher Jugend als Missionär nach Brasilien zog, eine neue Beleuchtung erfahren. Die Originalausgabe, die in Brasilien erschien und fesselnde Gegenüberstellungen der alten und neuen Heimat des Verfassers bringt, war in kurzer Zeit vergriffen, so daß die Übersetzerin Maria Kahle, die sich als Dichterin einen klangvollen Namen gemacht, den Dank ihrer deutschen Landsleute verdient. Das Buch, P. Sinzigs dürfte gründlich mit der Anschauung aufräumen, daß ein Klosterkandidat sich lebendig begräbt und hinter dicken Mauern verklümmert. Innerhalb der päpstlichen Klausur pulsiert frisches Leben, dessen Äußerungen die Klostermauern durchbrechen.

Alban Stolz: Lichte Höhen. Nachgelassene Tagebücher. Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Dr. Julius Mayer, Professor an der Universität zu Freiburg i. Br. Erste bis vierte Auflage. (Alban Stolz: Gesammelte Werke. Volksausgabe. XIV. Band.) 12° (VIII u. 298 S.) Geb. G 4.10. G = Grundzahl, mal Schlüsselzahl = Verlags-Markpreis; dazu Teuerungszuschlag*.)

Große Gedanken, energisches Streben tut unserer Zeit not. Große Gedanken gibt, energisches Streben zeigt der große religiöse Schriftsteller, dessen Name gerade in den letzten Jahren immer aufs neue wieder genannt wird. Die große Lebensbeschreibung von Alban Stolz, die im vergangenen Jahre veröffentlicht wurde, erhält durch den Verfasser derselben eine Ergänzung in dem Tagebuch „Lichte Höhen“, das die Vorzüge des Stolz'schen Schrifttums in sich vereinigt: Wahrheit und Klarheit der Gedanken, Ernst und Energie des sittlichen Ringens, Tiefe und Wärme des Gemütes, Glut der Phantasie, heilige Begeisterung für Gott und Religion, für die Natur, ihre Schönheit und ihre wunderbaren Geheimnisse.

Herz-Jesu-Betrachtungen für die Monatliche Geisteserneuerung und den Herz-Jesu-Monat. Mit einem Vorwort von Josef Hättenschwiler S. J. Zweite und dritte, verbesserte Auflage. (6.—10. Tausend.) 12° (XII u. 218 S.; 1 Titelbild).
... Das herrliche Buch ist mir eine liebe Ueberrraschung. Es ist die reife Frucht inner-

lichen Lebens und Opferfinns, verbunden mit praktischer Erfahrung...“

(Adolf Kardinal Bertram.)

Beseligende Beicht. Belehrungen, Betrachtungen und Gebete für den öfteren Empfang des heiligen Bußsakramentes von Benedikt Baur O. S. B. kl. 12° (XII u. 300 S.)

Wer sich mit diesem Buche zur Beicht vorbereitet und auf den Geist des Verfassers eingeht, wird in der Beicht, die ihn bisher vielleicht mit Angst und Unbehagen erfüllte, eine Quelle geistlicher Freuden, einen bewährten Führer zur christlichen Vervollkommnung finden. Denn es erstrebt die Vertiefung und Fruchtbarmachung der häufigen Beicht und erweist sich gleicherweise für Priester, Ordensleute und Laien als Weg hin zum göttlichen Herzensfrieden. Das Buch eignet sich besonders als Geschenk zur Primiz, Einkleidung und Profess, für Mitglieder des Männerapostolates, der Frauen-, Jungfrauen- und Jünglingskongregationen wie überhaupt für alle, die häufig zum Born der Gnaden kommen.

Der grosse Schwarzrock. P. Peter Johannes De Smet S. J. 1801—1873. Von Joseph Kinzig S. J. Auf Grund des französischen Werkes von Eugen Laveille S. J. Mit Buchschmuck von Johannes Thiel und einer Karte. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von Konst. Kempf S. J.) 8° (VIII u. 246 S.) Geb. G 6.— G = Grundzahl, mal Schlüsselzahl = Verlagspreis; dazu Teuerungszuschlag*.)

Gerade in unseren Tagen dürfte ein Buch wie das vorliegende seinen Wert und seine Aufgabe haben. Da tritt in dem „Großen Schwarzrock“ wieder ein lebendiges und lebenspendendes Christentum vor uns hin, das wie einst bei einem hl. Paulus, einem Franz Xaver ganz Tat und Feuer und Schwert ist. Eine Paulusnatur — dieser Pater De Smet, über den auch eine Paulusgnade kam, Natur und Uebernatur sich vereinend, um sich ein auserwähltes Werkzeug zu schaffen. In fesselnden, lebensvollen Bildern und hineingewoben in ein Stück Weltgeschichte zieht das Leben des großen Indianerapostels am Auge des Lesers vorbei, angefangen von der Flucht aus dem Vaterhaus bis zur letzten Europafahrt und Betteleise. Und dann die prächtigen Indianergestalten! Nicht ohne Rührung wird man lesen, was das Christentum aus diesen Kindern der Wildnis gemacht.

Wer sich für ein lebendiges Tatchristentum interessiert, der greife zum vorliegenden Buch. Ein hervorragender Künstler (Johannes Thiel) hat den Buchschmuck geschaffen. — Sämtliche Bücher sind erschienen im Verlage Herder, Freiburg.

*) **Grundzahl und Schlüsselzahl** bei Büchnerpreisen. Die buchhändlerische Grundzahl wird mit einer der Markwerkbewegung folgenden, also veränderlichen Schlüsselzahl vervielfältigt. Die jeweilige Höhe der Schlüsselzahl, auch Multiplikator genannt, ist in jeder Buchhandlung zu erfahren, da sie vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig periodisch festgesetzt wird. Zur Zeit (bis auf weiteres) ist die Schlüsselzahl 600 in Geltung; dadurch würde z. B. ein Buch mit der Grundzahl 5.— den Preis von M 1800.— haben; dazu kommt der ortsübliche Teuerungszuschlag, der ebenfalls den Buchhandlungen bekannt ist.

Danf und Bitte.

Essen: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und dem hl. Josef. — Kray, Cloppenburg: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Josef, Judas Thaddäus und den armen Seelen. — Annen: Dessenlicher Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius für Erhörang. — Maltrop, Kaesfeld, Schalkenmehren, Minheim. — Coblenz: Dank dem hl. Antonius und Judas Thaddäus für Erhörang in bes. Anliegen. — Conz: 500 M. zur Taufe 5 Heidenkinder dankend erhalten. Gesammelt von den lb. Schülerinnen der 2. Mädchenklasse in Conz anlässlich des Namens- tages ihrer Fr. Lehrerin. Gott vergelts! — Kray: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Josef, Antonius und Judas Thaddäus.

MEMENTO.

Eduard Blesfel, Steinau. Jakobine Bühler, Würzburg. Emma Herrmann, Dorf-
prozelten. Apollonia Hegler, Zimmern. Todnan Fischer, Würzburg. Marg. Wallrapp,
Theilheim. Ludwig Vill, Würzburg. Kath. Boninger, Schnackmwerth. Thekla Binder,
Würzburg. Ignaz Körner, Heidingsfeld.



Briefauszüge.

Das Bergkneinnicht hat schon seit vielen Jahren Auszüge aus den Briefen der Wohltäter gebracht. Immer wieder schreiben so manche, daß sie gerade durch das Lesen solcher Briefe wieder zum Gottvertrauen und Gebet angeregt wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Briefe soll allerdings kein Urteil darüber gefällt werden, ob diese Erhörangen, Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnlichem oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist sicherlich von großem Wert, wenn in unserer oft so glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsgeist angeführt werden. Wenn dadurch in manchen Seelen, die in leiblichen oder seelischen Schwierigkeiten sich befinden, wieder die Erinnerung wachgerufen wird, daß sie ein Kind Gottes sind, daß die Heiligen ihre himmlischen Freunde sind, und daß sie darum vertrauensvoll zu ihrem himmlischen Vater und den lieben Heiligen gehen dürfen, so wäre genug erreicht.

Innigen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lieben Muttergottes, dem hl. Josef, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und den lieben armen Seelen um Hilfe in einem Berufsangelegen; Veröffentlichung und ein größeres Missionsalmosen versprochen, besonders zum Zwecke der Heranbildung von Missionspriestern mit der innigen Bitte um Gottes Schutz, Glück und Segen, Friede und Eintracht für mich, meine lieben Angehörigen und meine Geschwister. O, gehet doch alle zum göttlichen Herzen Jesu und seinen lieben Heiligen, und es wird Euch geholfen!

Missionsbrüder!

In diesem Jahre ist die Missionsdruckerei im Missionshause St. Josef in Reimlingen eröffnet worden. Im dortigen Missionshause befindet sich von jetzt an auch das Postulat für Missionsbrüder. Opferfreudige Jünglinge aus allen Berufen (Handwerk, Technik, Landwirtschaft etc.), die sich dem Missionsberufe widmen wollen und ihre Kräfte dem Dienste Gottes in der Missionsarbeit weihen wollen, sind herzlichst willkommen. Namentlich erwünscht wären auch solche, die in irgend einem Zweige der edlen Buchdruckerkunst bewandert sind.

Anfragen betreff Aufnahme wolle man richten an Hochw. Herrn P. Provinzial, Mariannahilfer Mission, Würzburg, Pleicherring 3.

~~~~~  
Nachdruck sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.  
~~~~~

Verantwortlicher Redakteur P. M. Tremel in Lohr a. M.
Druck und Verlag: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen (Schwaben).